Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Wilhelm Leevend

Eine moralische Geschichte aus der würklichen Welt zur Befördrung der Menschenkunde

Müller, Johann Gottwerth

Hamburg, [1800]

urn:nbn:de:gbv:45:1-8444

Visual Library

Spr XVIII
a
9:3

Landesbibliothek Oldenburg

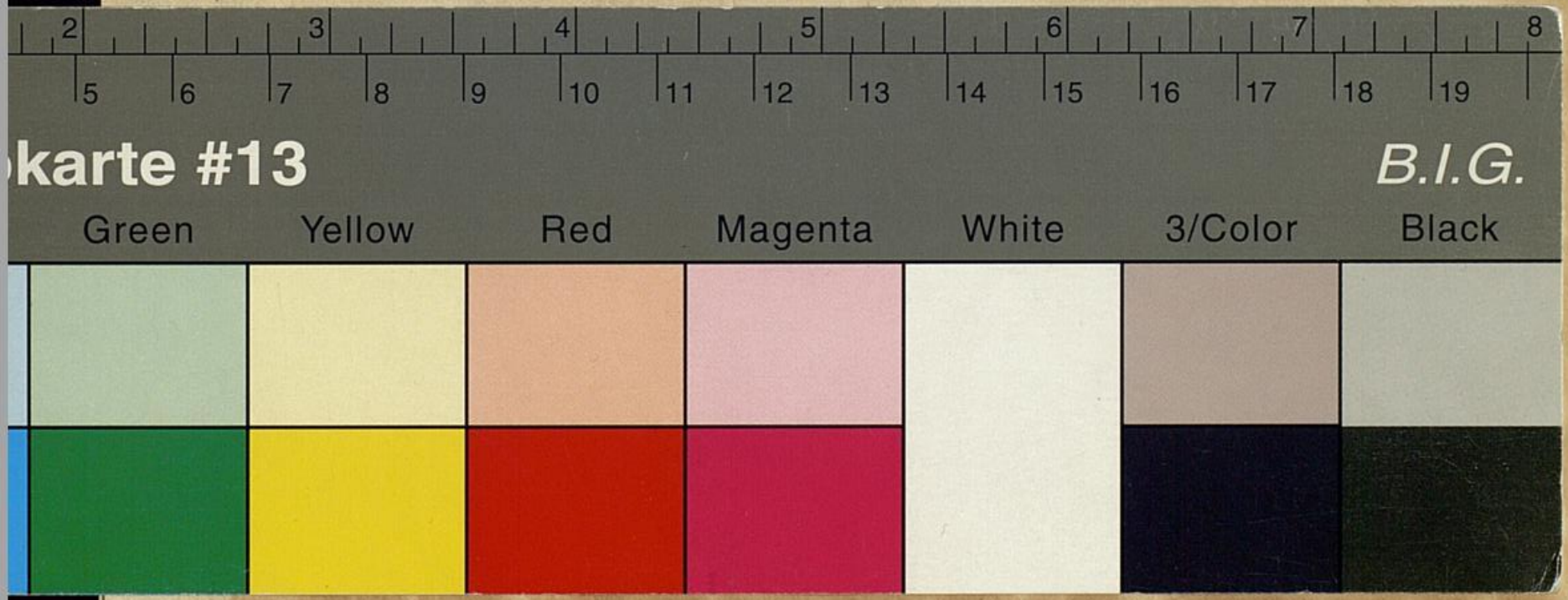
F. XVI. 78 ²

Spt. XVIII, a

9

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Wilhelm Leevend.

Eine
moralische Geschichte
aus
der wirklichen Welt
zur
Beförderung
der Menschenkunde.

nach
einem niederländischen Original der Frau von Becker und der Demoiselle A. Deken frei bearbeitet
von
H. Müller.

Dritter Band.
Erste Abtheilung.

Hamburg und Altona,
bei Gottfried Vollmer.

Landesbibliothek Oldenburg

EX BIBLIOTHECA
OLDENBVRGENSI

Landesbibliothek Oldenburg

Meinen lieben Töchtern,

Lisette, Jette und Minna.

Landesbibliothek Oldenburg

Wilhelm Leevend.

Dritten Bandes

Erste Abtheilung.

Landesbibliothek Oldenburg

Erster Brief.

Eristine Helder an Jacob Renting.

Mein Herr!

Mit dem Titel, den Sie mir geben, bin ich so zufrieden, daß ich nur wünsche, Sie möchten ihn mit dem der Freundin vertauschen. Sehr kindisch würde ich das Sträuben dagegen finden. Ihre Freundschaft hat in meinen Augen einen sehr hohen Werth. Ihr ernster Brief hat meine Achtung für Sie ungemein vermehrt. Ich habe ihn mit weit größerem Vergnügen gelesen, als alles andere, was Sie mir sonst Galantes oder Geistvolles schreiben konnten. Eben solche Vor-

stellungen machte ich mir von Ihrer Denkungsart. Ihr Charakter legte den Grund dazu. Ihre edlen Sitten, Ihr treffendes Urtheil, konnte mich nicht täuschen. Da es aber keineswegs meine Absicht ist, mich mit Ihrer Familie näher zu verbinden; so ist es unnöthig, meine Meinung über die Zwistigkeiten, die in derselben herrschen, zu äussern.

Das Ziel, das Sie also mit Ihren Besuchen zu erstreben gedenken, kann mir in keiner Hinsicht angenehm seyn. Verfolgen Sie mich nicht, wie der Schatten den Körper begleitet, ich muß es Ihnen sagen, daß Sie sich vergebliche Hoffnungen machen. Ihre Freundschaft ist für mich ehrend und gern werde ich sie unterhalten; aber zärtlichere Gefühle kann ich nicht erwiedern. Quälen Sie sich also nicht umsonst. Wenn Sie mich lieben; so seyn Sie so edelmüthig, daß Sie sich die Vorliebe, die mein Vater für Sie hegt, nicht als einer Waffe bedienen. Sie würden dann sich selbst und auch mich, in tausend Unannehmlichkeiten verwickeln. Denken Sie, was Sie wollen, ich kann das nicht hindern: allein, es hängt

von Ihnen ab, sich meiner steten Freundschaft zu versichern, mit der ich bin

Ihre
aufrichtige Freundin
C. Helder.

Zweiter Brief.

Jambres an Wilhelm Leevend.

Werther Freund!

Nur Ihretwegen thut mir's leid, daß Sie nicht mit mir gereist sind. Was mich angeht, so bin ich in meinem Vaterlande derselbe Philosoph, der ich in Holland war. Ich suche Wahrheit und Glück; sehe es jetzt deutlicher, als je, ein, daß der Weg, auf den man uns in zarter Kindheit führte, nicht dahin bringt, wo diese Güter gefunden werden können.

Ich finde hier sogar Gottesgelehrte, denen der alte Pfad verdächtig vorkömmt. Sind sie unter ihren Freunden, so bespötteln sie das, was man auf dem Lehrstuhle noch hohe Verborgenheit und Geheimniß nennt. Das gothische Fahrzeug der Orthodoxie, erhält gewaltige Spalten; dies ist es nicht allein, man bezweifelt sogar die Unfehlbarkeit der Apostel sehr. Ueber eine Lehre, die durch Wunderwerke unterstützt werden mußte, macht man sich sonderbare Gedanken. Man fragt, ob sie nicht auch ohne diese, dem gesunden Menschenverstande genügen müste? So nemlich, daß die christliche Religion in die natürliche verwandelt wird, die es mit dem sinnlichen Menschen weit besser zu machen und ihn richtiger zu handhaben weiß. Die Religion der berühmten Theologen in Deutschland ist sehr annehmbar, denn sie weist uns gerade zur Glückseligkeit hin. Sie macht uns so glücklich, als es nur immer möglich ist und als wir es als Geschöpfe dieser Erde werden können. Hier ist der Inhalt derselben.

Es ist ein Gott; dieser Gott, da er Alles genießt, wofür er Empfänglichkeit hat, ist

höchst glücklich. Er will, daß wir es ebenfalls sind. Sein Dienst, den er von uns fodert, müßte also in der Befolgung seines Willens bestehn. Geschieht dies, so werden wir die Zufriedenheit genießen, deren wir empfänglich sind. Keiner bestreitet den Geschmack des andern; keiner übervortheilt den andern in Hinsicht der Ehre, oder der Glücksgüter, weil wir sonst von andern dasselbe fürchten müßten. Da die allgemeine Glückseligkeit dadurch leiden müßte, so darf dergleichen gar nicht statt finden.

Diese Leute könnte man Salomonisten nennen; denn sie bekennen mit dem königlichen Weisen; daß es gut ist, zu essen und zu trinken und des Guten zu genießen. Dies ist das Erbtheil der Menschen. Eine solche Religion ist in unserm Wesen gegründet. Sie ertheilt keine Befehle, die unsern angebohrnen Meinungen und Leidenschaften entgegen sind. Die Leidenschaften dürfen uns eben so wenig fehlen, als die Sinne, wenn wir Menschen sein und bleiben sollen. Sie verbietet uns keine Vergnügungen, die wir genießen können, ohne unserm Nächsten zu schaden. Sie untersagt Uneinigkeit und Zwist, weil

dieser die Menschen nur unglücklich machen würde. Sie gleicht völlig einem liebenden Vater, der seinen Kindern kein Spielwerk versagt, wenn sie anders ruhig sind und jedem das Seine lassen. Sie fodert nicht, daß wir uns immer mit einem Vergnügen begnügen sollen. Dies wäre launenhaft. Wenn wir desselben überdrüßig werden, die Feinheit des Gefühls abgestumpft oder abgenutzt ist, so vergönnt sie uns eine andere Lust, es ist gleichviel, welche. Sie wässert uns den Mund nicht mit leeren Versprechungen, sie giebt wirklich. Sie lehrt uns nicht peinlich hoffen, sie reicht uns mit Entzücken zu genießen.

O! mein Freund, wenn Sie einmal Muth genug haben, die sclavischen Bande zu zerreissen; wenn sie einmal die Schreckbilder, mit denen uns die Erziehung ängstigt, wegwerfen; einmal das Ganze durchdenken; wenn sie's nicht mehr beunruhigt, wenn Sie ihren natürlichen Leidenschaften den vollen Zügel schießen lassen; wenn Sie einmal erwegen, daß uns das Gewissen nicht beunruhigt, wenn man es nicht verweichlicht hat; wenn Sie Ihre Jugend, Ihre

Gesundheit die glücklichen Verhältnisse, in denen Sie leben, benutzen; dann erst werden Sie ruhig und glücklich sein und sich um Dinge wenig bekümmern, worüber man doch nur bloße Vermuthungen hat.

Dies ist der Weg, der zum Ziele führt. Einmal müssen Sie es einsehn, welche Grillen man uns als wahre Weisheit vorschwatzt. Sie müssen an der Unfehlbarkeit deren zweifeln dürfen, die die Worte: „Gottes Offenbahrung" mit Ernst und im Befehlshaberton aussprechen: lachen über die Graubärte, die nicht vermögend sind, Sie von der kleinsten Unpäßlichkeit zu befrein, oder auch sie Ihnen zuzufügen, die nur ewiger Verdammniß drohn dürfen. Diese ewige Verdammniß läßt sich mit dem Wesen der Gottheit gar nicht reimen, in deren Namen sie Sie drohn und auch nicht mit der Natur eines endlichen Geschöpfs, wie der Mensch ist. Stolz werden Sie dann auf den Namen eines Freigeistes sein, mit Salomo sich Ihrer Jugend freun, mit Anakreon Ihr Haupt mit frischen Rosen bekränzen und in den Armen der Schönheit es lernen, was es heiße, im höchsten Grade glücklich sein, in-

deß Sie über Ihr Weihnachtsgeschenk, das Gewissen spötteln.

Seit ich dieser Religion huldige, bin ich ruhig, glücklich, vergnügt und gesund. Ich studire mit Eifer, spiele aber nicht mehr den Tyrannen über meine süßesten Neigungen. Die Natur ist meine Führerin. Lesen Sie Voltaire, de la Mettrie, Bolingbroke, Hume, kurz alle, je nachdem Sie sie zu ihrer Beruhigung bedürfen.

Ich liebe keineswegs die Zügellosigkeit; aber als ich im nähern Umgange mit Ihnen lebte, war ich damals durch meine eigene Thorheit so unglücklich geworden, daß ich fast ein Sclave des Weins geworden wäre. Ich grübelte stets, war immer in Verwirrung, alles um mich her war dunkel und trübe. Nun bin ich wieder frei. Ich lebe mäßig, weil ich gern lange und gesund leben möchte, ordentlich, weil ich der Achtung bedarf. Rechthaberei ist bis jezt immer noch meine Schwäche. Uebrigens ist mir's ganz gleichgültig, wer in dem Besitze der Wahrheit zu sein wähnt. Es giebt noch hie und da einige altmodische Theologen, die mit den Aufgeklärten

ihres Standes in ewigem Kriege leben. Professor Sember, bey dem ich oft esse, will's durchaus nicht, daß wir vor Tische beten. Dies, sagt er, ist Spott gegen Gott, denn man denkt nur an die Suppe. ꝛc.

Komme ich in die Schweiz, so werde ich Herrn Träumer besuchen. Was er von meinem sauersehenden Gesicht wohl sagen wird! Bekomme ich einmal Gewissensscrupel, dann eile ich nach Berlin, dort hat man das wahre Arkanum dagegen. Wie geht's unserm guten Professor? Beobachtet er noch immer so ziemlich den Frieden zwischen der Wahrheit und dem gesunden Verstande? Ist ihre Amasia bald Mutter? Erröthen sie nur nicht! Sie müssen ja die wahre Kirche ausbreiten. Güldenstein ist hier noch immer der alte Näscher, aber viel zu einfältig, um ein Wörtchen mitsprechen zu können. Es verdrüßt ihn noch, daß Sie ihm den Vorrang abgelaufen haben. Hat er denn unrecht? Solch ein Mädchen! . . . ruft er aus. Leben sie so glücklich, als

Ihr

fröhlicher Freund

Jambres.

Dritter Brief.

Eduard Ryzig an Walther Goedmann.

Werther Freund!

Ryzig, wie nun? — Wie nun Goedmann! — O! du wolltest mich fragen, ob mich mein Plan auch noch nicht gereut? Reue? Ey, dann müßte ich meine Maaßregeln sehr übel gewählt haben, wenn ich sie, da ich erst seit kurzer Zeit vermählt bin, schon verwerfen müßte. Es geht im Gegentheil alles nach Wunsch. Meine Frau, was ich vorher sah, giebt mir alle Hände voll zu thun und ich habe ihr noch nicht das kleinste Unrecht ungeahndet hingehn lassen. Es kostet Mannsarbeit, einer Frau, wie die meine ist, täglich zu widersprechen und sie den-

noch in ihrem weiblichen Kreise zu erhalten. So sehr sie sich auch sträubt, dennoch bleibt sie immer die artigste Frau von der Welt, die es recht gut begreift, daß Eduard Ryzig dennoch so handeln wird, wie es mit seinen Begriffen von häuslichem Glück, am besten übereinstimmt. Sie ist auch nicht das, was man faselnd mit dem Manne nennt; aber sie liebt mich und das sage ich ihr sehr oft, ob sie es gleich sehr komisch aufnimmt. Daß sie nicht unzufrieden ist, schließe ich daraus, weil sie immer der kleine Unart bleibt, satyrisch und ausgelassen. Ablegen muß sie eine große Menge kleiner Unarten. Alles mit der Zeit. Sie ist weit besser, als sie scheinen will. Sie hat ein gesundes, ehrliches und was sie auch dagegen einwenden mag, ein gefühlvolles Herz, einen geübten Verstand, viel Geist; allein sie ist zu sehr für den großen Ton erzogen, wogegen ihre Schwiegermutter sehr eifert. Abschreckende Fehler zeigt sie nicht und beträgt sich gegen ihre neue Mutter, wie eine musterhafte Tochter. Die alte Frau ist gesonnen, ihr kleines Haus zu beziehn; das wäre nicht unerwünscht; denn so trennten wir uns auf eine gute Manier. Es scheint, daß meine Frau sich

nicht sonderlich darüber freut. Findest Du nicht, daß dies edel von ihr ist? Ich kann es weder von der Mutter, noch Tochter fodern, daß sie so recht eigentlich Geschmack an einander finden. Beide sind zwei contrastirende Wesen. Mutter hat in ihrem Ton eine gewisse Trockenheit, immer sagt sie, wenn sie meine Frau anredet: Tochter. . . . — Selten kann man ihr etwas recht machen. Ueber die witzigsten Einfälle meiner Frau, lächelt sie nicht einmal. Es muß alles nach gewissen Regeln, nach einer gewissen Form, zugeschnitten sein. Meine Frau muß manchen derben Streich von der alten Frau hinnehmen, sie fühlt ihn gewiß sehr tief, aber sie klagt nicht einmal gegen mich über die Alte. Läßt sie ja bisweilen, ein Wort darüber fallen, so liegt nichts Gehäßiges, Bitteres darin, sie sagt alles in einem launigten, scherzhaften Ton. Meine Mutter fühlt sicher auch nicht den leisesten Widerwillen gegen sie, sie seufzt und macht nur ihre Glossen über die Lebensmanier der jetzigen Damen. Dieser Gegenstand veranlaßt bisweilen wohl kleine Wortstreitigkeiten; aber, wie ich Dir sage, die Sache behält immer einen scherzhaften Anstrich.

Was ich gestatten kann, verbiete ich nie. Sie liebt das Spiel ungemein, eben deshalb besucht sie so gern Gesellschaften: aber ich, der ich doch meine Gattin zu meiner Gesellschaft haben will, begegne ihr mit einem derben Verbot: du kannst nicht immer in Gesellschaften sein. Ich muß dann freilich mit dem trüben Wölkchen, das sich auf ihrer Stirn zusammenzieht, vorlieb nehmen, indeß es folgt darauf immer ein heiteres Wetter. Wenn sonst kein Unfall eintritt, wird sie bald nicht mehr Ursache haben, über Langweile zu klagen. Sie erklärt zwar, daß sie die Kinder nicht leiden mag, allein das ist sicher eine Unwahrheit; um die Kinder nicht zu lieben, dazu gehört eine unweibliche, unmütterliche Härte und dieser kann sie sich sicher nicht rühmen. Ich höre ihre Plaudereien über diesen Punkt und höre sie auch nicht.

Ein jeder hat sein Steckenpferd, einen Gegenstand, für den er besonders eingenommen ist. Onkel Tobias Puppe, mit der er so gern spielte, war die Belagerung von Namen. Newton schrieb über die Offenbahrung St. Johannes. Mein Steckenpferd ist weder das des einen, noch

des andern, allein es besteht darin: daß ich aus einer Frau, die ein unverdorbenes Herz und einen gesunden Verstand hat, eine brave, häusliche, holländische Frau formen will. Ich sah's recht gut ein, daß Mamsell Leevend das passendste Subjekt sei, um dergleichen zu versuchen; denn ihr Gefühl für Sittlichkeit war noch ungeschwächt, es war nur ein wenig unregelmäßig geworden.

Du begreifst es wohl, daß sie mir in einem so hohen Grade gefallen mußte, daß ich mir keine Müh zu schwer fallen ließ, sie nach meinem Sinne zu modeln. Ja, das ist auch wirklich so. Sie ist nicht schön, aber einnehmend, reizend gebaut und die Gesundheit selber. Sie hat in ihrem Wesen so etwas, was sich nicht beschreiben läßt, wodurch ich unwiderstehlich angezogen wurde. Was war dies? Ich muß es glauben, ihr aufgeweckter, lebhafter Verstand. Nur solch eine Frau konnte mich glücklich machen, diese und keine andere mußte ich haben. Sie wird mir stets neu bleiben und ihr Geist wird ihr unerschöpfliche Mittel darbieten, meine launischen, freudeleeren, eingezogenen Augenblicke

zu erheitern und es so weit zu bringen, daß ich über meine eigenen Narrheiten lachen muß. Für mich bleibt sie auf immer die erwünschteste Gesellschafterin. Dies ist etwas mehr, als eine blos schöne Frau, die man, sobald sie die unsere ist, bis zur völligen Befriedigung betrachten kann. Sie wird eine frohe Mutter werden, deren Hang zur Fröhlichkeit mit jedem Kinde wächst. Sie wird ihren Kindern eine Leichtherzigkeit einflößen, die die wahre Quelle der Gesundheit und des Vergnügens ist. Sie wird, eh sie das dreißigste Jahr erreicht, mit ihrem Eduard Ryzig und der sich vermehrenden kleinen Familie, glücklicher leben, als sie's jetzt ahndet. Noch hält sie mich für einen lästigen Patron, indeß das schadet weiter nicht; ich werde täglich ein beßerer Ehemann werden.

Wir halten oft Luftgefechte über die Oberherrschaft. Niemals bedarf ich meiner Augen und Hände mehr, als wenn sie mich auf einer Schwäche zu belauren weiß. In dem Betragen einer Frau, die den Mann recht gern nach ihrer Hand ziehn möchte, liegt doch ein gewisser Reiz.

Umarme deine liebe Frau in unserm Namen und glaube, daß ich stets bin

Dein aufrichtiger Freund

E. Ryzig.

N. S. Halte es mir zu gute, daß ich deinen Brief aus Mangel an Zeit nicht beantworten kann.

Vierter Brief.

Friedrich Eberhard an Hedwig Renard.

Meine Zärtlichgeliebte!

Je mehr ich mich dem Ziele meiner Wünsche nahe, desto feuriger wird mein Verlangen, Sie zu besitzen. Ach! wie schmerzt es mich, daß

ich Sie in einer ganzen Woche nur wenige Stunden sehn kann. Wie groß ist der Raum, der zwischen mir und der Stadt liegt, wo Sie wohnen. Ich hoffte selbst zu Ihnen zu kommen, allein dringende Aufträge machen es mir unmöglich, diesen Wunsch zu erfüllen. Ich bin ans Haus geschmiedet. Wie gern hätte ich den eingelegten Brief, für einen mir erlaubten Kuß, selbst eingehändigt. Einen Brief von Mamsell Helder! Wie angenehm, meine Theuerste, muß der Ihnen sein! Mein Freund Renting hat ihn mir gebracht und mich gebeten, ihn an Sie zu besorgen. Vermählt er sich mit dieser Dame, so hat er eine beneidenswerthe Frau! Indeß die Mamsell Helder lebt noch zu glücklich und ist noch viel zu jung, als daß er auf ihre Hand rechnen und hoffen kann, sie wird ihren Sinn nach seinem Wunsche abändern. Dies alles begreift er auch sehr wohl, allein das Vergnügen, Ihren angenehmen Umgang zu genießen, läßt in seiner Seele keine andere Vorstellung aufkommen.

Wie viel Dank bin ich Ihnen nicht schuldig! . . . Auch dafür, daß Sie mir ihren Rath in

Hinsicht unserer künftigen, häuslichen Einrichtung mittheilen wollen. Es soll alles geschehn, Ihre Pläne auszuführen. Die würdige Madam Helder ist dann wohl so gütig, von Zeit zu Zeit nachzusehn, wie das alles ausgeführt wird. Sie meint, daß alles nach Wunsch geht. Sie hat auch zwei gute Mädchen für sie gemiethet. Ihr Kammermädchen, wie ich denke, bringen sie wohl selbst mit. Ich will, sagte ich zu mir selbst, meine gute, liebe, junge Frau nicht den üblen Launen zweier alten Hausgöttinnen exponiren, die meinen Onkel an vierzig Jahr hindurch, mit einem eisernen Stabe regiert haben; die er aber, aus guter Wohlmeinung einiger löblichen Eigenschaften wegen, nicht dethronisiren wollte. Sie können sich bis jezt kaum gewöhnen, mich anders zu behandeln. Ich lasse dies so hinschleichen, denke aber diese Winterstücke gut zu versorgen. Mein Onkel hat es mit ihnen zu genau genommen. Das ist recht gut, denn wir werden, meine Theuerste, eben dadurch Gelegenheit bekommen, eine menschenfreundliche That auszuüben und diese Wesen werden uns mit Freundschaft zugethan bleiben; ich sähe das gern. Sie haben mich, als ich noch

ein Kind war, immer sehr gut behandelt und das muß ich ihnen vergelten. Nicht wahr, meine Beste? Johann, der mir von meinem zehnten Jahr aufwartete und der Ihnen gefällt, mag bleiben. Der gute Mensch ist sehr glücklich über meine Vermählung. Er hat Sie, sagt er, wohl hundertmal aus der Kutsche gehoben und hineingetragen, als Sie noch ein Kind waren und mein Onkel bei ihrem Vater wohnte.

Die Einrichtung der Meublen ist vollendet. Christinchen hat mir über Ihre Wahl der Sachen ein Compliment gemacht. Glauben Sie wohl, meine Liebe, daß mir dies sehr angenehm war? Sollte uns die Liebe nicht theuer sein, sie, die uns so viele Quellen des Vergnügens öffnet? Was hat nicht alles Reiz für mich, wenn ich nur denke, darüber wird sich deine Geliebte freun, dies wird sie angenehm überraschen, das wird ihr gefallen! Der ledige Stand ist für Jünglinge und Jungfrauen, etwas unnatürliches. Dies habe ich erfahren, ob in meinem Herz gleich keine Leere war. Meine liebe Renard, wie sehr liebte ich Sie damals schon! Aber davon will ich jezt nicht reden. Meine ersten und

letzten Gedanken umschweben Sie. Ihre Gegenwardt muß ich noch entbehren, aber mein Geist ist Ihnen immer nah. Schließt der erquickende Schlaf meine Augen, dann seh ich Ihr Bild im Traume. Meine Hand sucht verlangend Ihr klopfendes Herz, ich rede von den Geistesfreuden, die ich bald genießen werde. Ich fühle die sanfte Bewegung Ihrer Lippen. Ich erwache, von tausend Wonnen entzückt, die die Liebe mir im Schlummer schenkt.

Eifriger als je, bin ich jezt in der Betreibung meiner Geschäfte. Der Zuwachs meines Vermögens, hat weit mehr Interesse für mich. Alles ist Ihre, holde Renard. Ihre, welch ein Gedanke! Bald werde ich durch alle Bande mit Ihnen verbunden sein! Ach! die zärtlichste Geliebte meines gefühlvollen Herzens, wird die meine sein! Sie liebt mich! Kann ich mehr wünschen?

Ich weiß es wohl, daß in diesem Leben alles eine dunkle Seite hat; daß alles nicht vollkommen ist; ich werde Sie daher auch nicht so glücklich machen können, als ichs wünsche. Stän-

de dies in meiner Macht, wer sollte weniger unbefriedigte Wünsche zählen, als Sie, die ich mit voller Verstandesüberlegung und voll der zärtlichsten, feurigsten Liebe zu meiner Gattin erkohr! Welch ein Gefühl wird das für mich sein, wenn ich Sie die meine nennen kann, wenn Sie's in meinem Arm ruhend, bezeugen, ja, ich bin glücklich durch dich!

Nie verlasse ich Sie, meine Holde, ohne daß meine Liebe zu Ihnen, einen neuen Zuwachs erhält. Welch eine Frau werde ich an Ihnen haben! Welch eine Frau, ganz meiner Wahl würdig! Ich verehre Sie, daß Sie sich über Schwachheiten zu erheben wußten, die man Ihnen angewöhnt hatte. Sie werden eine gefällige, sind eine reizende Frau, artig, ohne Ziererei, voll gesunden Verstandes, mit einem recht weiblich zartem Herzen. O! möge ich lange, lange einen solchen Schatz besitzen!

Ach! liebe Renard, wie viel Gutes hat mir Madam Helder von Ihrer verstorbenen Mutter erzählt! Ihr theures Gemälde wollen wir in unserm Schlafgemach, wie ein Heiligthum auf-

Landesbibliothek Oldenburg

hängen. Nie werde ich Sie umarmen, ohne einen dankbaren, ehrenden Blick auf die Copie einer Frau zu werfen, die auf Unkosten ihres eigenen jugendlichen Lebens, mir meine Zärtlichgeliebte schenkte. Madam Helder sehnt sich, Sie zu sehn; sie hat mir aufgetragen, Ihnen dies zu sagen und Sie zu grüßen. Nun hoffe ich, nicht oft mehr nach Hause gehn zu dürfen. Noch wenige Wochen und Sie sind die Bewohnerin dieses Hauses. Fliegt, ihr Augenblicke, schnell dahin! Meine Wünsche fangen an, mich zu schmerzen. Ich umarme Sie, meine Beste und bin

Ihr

F. Eberhard.

Fünfter Brief.

Christine Helder an Hedwig Renard.

Mamsell!

Ohne Sie mit nicht bedeutenden Entschuldigungen aufzuhalten, gehe ich gleich zur Hauptsache über. Es steht jezt in Ihrer Gewalt, mir eine höchst angenehme Gefälligkeit zu erweisen. Sie haben ohne Zweifel das Gedicht, welches den Titel führt: „So hat Gott den Menschen nicht geschaffen." Man sagt, daß der Verfasser desselben Wilhelm Leevend ist. Sie, als seine gute Freundin, werden wohl eine Abschrift davon haben. Man fällt verschiedene Urtheile über das poetische Produkt. Ich habe nie ein Gedicht

von ihm gelesen und trage ein großes Verlangen, es selbst zu sehn. Ich bitte Sie, dieses Gesuch gütigst als ein Geheimniß zu verwahren. Die Ursache davon würde ich Ihnen mündlich am liebsten anvertraun. Ist es für die Ruhe des Autors erforderlich, so sein Sie versichert, daß ich dies Gedicht keinem Menschen zeige. Ich wünsche mir die Ehre, Sie persönlich zu kennen. Meine Mutter wird sichs mit mir zur angelegentlichsten Pflicht machen, Ihnen Ihren Aufenthalt in Rotterdam so angenehm zu machen, als sichs immer thun läßt und es uns möglich sein wird. Sie werden mich vorbereitet finden, Sie mit Hochachtung zu lieben. Mit wahrem Verlangen sehn wir Ihrer Ankunft entgegen. Ich wünsche, daß der gute Herr Eberhard, Sie sowohl durch die Bande der Eh, als durch die der Liebe seines Herzens, die Seine nennen möge. Es wird unnöthig sein, Ihnen seinen liebenswürdigen Charakter zu schildern. Sie kennen ihn und was braucht man mehr, um vorher zu sagen, daß Sie gewiß eine recht glückliche Frau werden. Welch ein Vergnügen wird mir Ihr Umgang gewähren! Wie wird es mich entzücken, Ihnen meine theure Belbenar zuzu-

führen! Wie sehr wird es mein Vergnügen erhöhn, wenn ich bemerke, daß sie sich einander herzlich geneigt werden! Ach! Sie müssen meine fürtrefliche Veldenar kennen lernen! O! meine liebe Renard, darf ich Sie wohl einmal so nennen? wir müssen recht herzlich mit einander werden! Meine Mutter, die in ihrer Jugend Ihre Mutter genau kannte, sieht mit Freude dem Tage entgegen, an dem sie die liebenswürdige Tochter ihrer früh verstorbenen Freundin umarmen wird.

Ich hoffe, daß die Anordnungen, die wir in Ihrer künftigen Wohnung treffen, Ihnen angenehm sein werden und bitten, daß Sie das Haus meiner Aeltern, als das Ihrer Familie, betrachten. Sie sollen darin empfangen werden von

Ihrer
wahren Freundin
C. Helder.

Sechster Brief.

Hedwig Renard an Cristine Helder.

Theure!

Die Empfindungen, mit denen ich Ihren lieben Brief lese, sind mir so neu. Was ist es, das mir eine nie gefühlte, sanfte, schmeichelhafte Regung verursacht? . . . Ist es Freundschaft? — Weibliche Freundschaft? Die würdige Frau von Oldenburg spricht bisweilen davon. Wie sehr fühle ich mich Ihnen verpflichtet! Sie sind mir zuvorgekommen. Mein erster Besuch in Rotterdam war schon längst Ihnen zugedacht. Hätte ich nur Stoff zu einem Briefe an Sie gehabt, ich hätte es Ihnen längst bewiesen, daß Sie mir zwar nach Ihrer Person, aber keines-

wegs nach Ihrem Charakter unbekannt sind und daß ich sehr wohl fähig bin, das zu lieben, was sich durch sittliche Vollkommenheit über mich erhebt und dazu ist jeder warlich nicht fähig. Mich hielt eine ängstliche Scheu, das Bessere zu erstreben, zurück, auf meine wenigen, nicht genug geübten und wenig ausgebildeten Kräfte durft ich mich auch nicht verlassen.

Auf die angenehmste Weise hat mich Ihr Brief überrascht, er hat einen unbeschreiblichen Werth für mich. Ich werde also auch einmal eine Freundin haben und diese ist keine andere, als die liebe Helder. . . Verzeihn Sie, daß ich in den vertraulichen Worten mit Ihnen rede, Sie können mit der tiefsten Achtung, die ich für Sie empfinde, recht gut bestehn.

Es ist äusserst schmeichelhaft für mich, daß mein Geliebter in einer so guten Meinung bei Ihnen steht; ich weiß auch, daß er meiner Zuneigung würdig ist; allein ich finde Ihre Art zu denken und zu urtheilen, so rühmlich, daß die Versicherungen von Ihnen, mir nicht wenig Freude machen. Die edle, sittsame Liebe eines

braven Mannes, ist allerdings ehrend für uns. Es ist wahr, ich seh einer erwünschten Zukunft und in dieser vielen angenehmen Auftritten entgegen, wenn ich die Gattin meines Geliebten sein werde.

Sie kennen meine persönliche Bekanntschaft unmöglich so sehr wünschen, als ich mich nach der Ihrigen sehne. Sie haben eine Freundin, deren fürtreflicher Charakter mir nicht unbekannt ist. Ich habe nur gute Bekannte. Die junge Madam Ryzig und ich, hätten wohl Freundinnen werden können, wenn unsere Temperamente und Denkungsmanieren nicht so sehr von einander verschieden wären. Wir sind einander sehr geneigt und Mangel an Offenheit ist weder der Fehler ihres noch meines Charakters. Weiter können wir es aber auch nicht bringen. Die Ryzig bedarf eigentlich auch keiner Freundin und ich liebte viel zu gedankenlos, um zu erwegen, daß ich allerdings Sinn für Freundschaft hätte.

Hier übersende ich das Gedicht, was Sie zu lesen wünschen. Es ist ohne Zweifel von Leevend: ich glaube, daß er sich nicht scheut, sich

den Verfasser desselben zu nennen. Sie erhalten es versiegelt. Sie werden vielleicht von den ungünstigen Gerüchten, die man von ihm ausstreut, unterrichtet sein. Wie Sie von ihm denken, weiß ich nicht, aber ich glaube ihn genugsam zu kennen, um versichern zu können, daß es ihm unmöglich ist, sich schlecht betragen zu können. Was Ketzerei ist, darüber kann ich nicht urtheilen, ich lasse also diesen Punkt auch unberührt; aber daß er ein sehr braves, liebenswürdiges Mädchen unglücklich gemacht hat, das traue ich ihm nicht zu. Möchten sich die beiden jungen Leute, wenn man ihre Verbindung nicht zugiebt, nie kennen gelernt haben. Hat sie sich von ihrer Liebe überraschen lassen, so wird er sich zur möglichsten Genugthuung, wie das auch billig ist, sicher bereit finden lassen. Mit Hochachtung bin ich

Ihre

Freundin

H. Renard.

Landesbibliothek Oldenburg

Siebenter Brief.

Hedwig Renard an Friedrich Eberhard.

Mein werther Freund!

Ja warlich, der Brief von der Mamsell Helder, ist mir sehr angenehm, angenehmer, als ichs beschreiben kann. Ich danke für die gütige Besorgung und würde mich zu der Belohnung, die Sie dafür fodern, gern verstanden haben. Rechnen Sie nur alles zusammen und schreiben Sie diesen Posten mit in Ihr Schuldbuch. Mit dem aufrichtigsten Verlangen habe ich Ihrer Ankunft entgegengesehn; allein die betrogene Hoffnung schmerzt mich um so weniger, da

ich sehr wohl begreife, daß die Erfüllung derselben nicht von Ihrem Willen abhing. Ich liebe Sie noch mehr, weil Sie Ihre Pflicht ehren, auch dann, wenn sie Ihrem Herzen einige Müh kostet. Es schmeichelt mich auch, daß Ihr Verlangen nach mir, einen so hohen Grad erreicht hat, unerwiedert bleibts nicht immer.

Wenn man hienieden ein vollkommnes Glück genießen könnte, dann mein Theurer, sagte ich, daß ich's durch Ihre Liebe erhielte. Ich glaube entdeckt zu haben, seit ich nachzudenken angefangen habe, daß nicht alle Charaktere geeignet sind, häusliches Glück zu genießen und zu verbreiten. Ich muß mir die Langeweile, weil Sie doch nicht hieher kommen, zu verkürzen suchen, daß ich an Sie schreibe. Ich weiß es, daß Ihnen dies sehr angenehm sein wird. So gern möchte ich Ihnen zeigen, daß ich diese zwei letzten Jahre, nicht ganz müßig verlebt habe und Sie werden die Fehler meines Schreibens gewiß nicht ungünstig deuten. Glänzende Charaktere, oder Leute mit überwiegenden Geistesgaben, sind zum vertrautern Umgange selten die schätzbarsten. Dies kam mir befremdend

vor. Ich fand darin etwas befremdendes, das mir unbillig schien, allein ich suchte das Dunkle nicht aufzuhellen. Später dachte ich wieder darüber nach, denn man hat oft Gelegenheit dazu, wenn man in der Welt lebt. Sollten solche Menschen, sagte ich zu mir, sich wohl nicht einbilden, daß man ihnen, eben weil sie die hervorstehenden Talente besitzen, tausend Grillen zu gute halten müsse, die weder sie, noch wir, die wir mit weniger Verstand ausgestattet sind, ertragen würden, ertragen können? Solche Menschen haben meistentheils eine so hohe Idee von ihrem Werthe, daß man es kaum wagen darf, sie in ihren eigenen Häusern anzureden. Der Ruhm, da sie Genies sind, hat sie gleichsam mit Gold überzogen und sie meinen, daß sie vielen Pflichten überhoben sind. Es sind launische Männer, unfreundliche Väter, strenge Gebieter, kalte Freunde. An den lieben, freundlichen Gesprächen, nehmen sie gar keinen Antheil, wodurch das häusliche Leben so versüßt wird. Sie können sich zu den einfachen Freuden, die die Mutter und die Kinder aufs innigste verbinden, gar nicht herablassen. Redet ihre Frau, so ist die Antwort ein abgebrochenes Ja,

Nein, Ach! Ich weiß es nicht und sie machen dazu überdies noch eine mürrische, gleichgültige Mine. Ihr Benehmen ist kalt. Dies sind die wackern Männer, mit denen man uns verbindet, in derem Umgange man uns glücklich achtet, weil sie, wie ich glaube, nicht noch schlimmer sind.

Die sanfte Milde Ihres Charakters wird mich gegen alles schützen, was meinem Herzen wehe thun könnte. O! mein Theurer, ich bin ohne Aeltern, ohne Blutsverwandte, wer würde wohl meinen niedergebeugten Geist aufrichten, wenn Sie mich betrübten! Habe ich in der Welt, ausser Ihnen, noch einen Menschen? Wußte ich je, was das sagen will, eine zärtlichgeliebte und liebende Mutter zu besitzen? Habe ich je ihre sorgende Liebe getheilt? Wer nahm denn aus Neigung Theil an meinen Schicksalen? Mein Vater liebte mich zwar, aber war dies auch etwas mehr als Instinkt? Wie glücklich bin ich durch Sie! Es wird die süßeste Pflicht für mich sein, Ihnen stets Beweise zu geben, wie theuer Sie meinem Herzen sind. Ich bin, das ist Ihnen nicht unbekannt, recht

unwissend; ich bin mit meinen Worten sparsam und doch hoffe ich, daß mein verständiger, einsichtsvoller Gatte, meinen Umgang nicht so unbedeutend finden wird, um ihn zu meiden. Ausser dem Hause giebt es keine Vergnügungen, nach denen ich mich sehne. Aus Lust und Neigung werde ich mich zum Spiel nie entschließen. Gewiß, ich bin in vieler Hinsicht recht glücklich. Alles Angewöhnte ist mir nicht zur zweiten Natur geworden und das, was ich mir angewöhnt habe, ist leicht zu befriedigen, ich kann es auch ablegen. Thäte ich aus schwacher Nachgiebigkeit etwas, was andere thun, was mein Verstand hinterher misbilligen müßte, Reue und Unzufriedenheit mit mir selbst, würde mich dafür strafen. Wie glücklich bin ich, daß ich Ihnen einen Charakter zutraun darf, der mir zum Muster dienen kann und mich leiten wird.

Ich sehne mich, die Mamsell Helder zu sehn. Sie wird nach längerem Umgange meine Herzensfreundin werden. Nun werde ich die Freundschaft kennen lernen und wenn ein aufrichtiges, gefühlvolles Herz alles ist, was sie von einer Freundin verlangt, o! dann wird sie

mich gewiß recht lieb gewinnen. Sie sind doch nicht eifersüchtig? Sie wollen es doch wohl, daß sich Ihre Frau aus der reinen Quelle der Zufriedenheit sättigen soll? Sie glauben doch wohl, daß Freundschaft und ehliche Liebe mit einander bestehn können? Ginge das nicht, so müßten Sie sich auch von Ihren theuren Freunde Renting lossagen, oder sich von mir entfernen. Doch, ich will Sie nicht quälen. Kenne ich Sie recht; so werden sie nie unter einem weit hergeholten und so ziemlich schön scheinenden Vorwande, Ihre Frau hindern, sich eine Freundin zu wählen, die Sie selbst so hoch achten. Sie dürfen nicht fürchten, daß meine Liebe zu der Mamsell Helder jene Liebe, die in meiner Seele für Sie glüht, abkühlen wird.

In allen Ihren Anordnungen, die Sie treffen, sehe ich den artigen, einnehmenden Mann. Ich nenne mich

Ihre

H. Renard.

N. S. Sie sollen nicht lange mehr allein reisen.

Landesbibliothek Oldenburg

Achter Brief.

Jacobe Veldenaar an Christine Helder.

Geliebte Freundin!

Wenn man selbst von der Güte eines uns gegebenen Rathes überzeugt ist, dann kann es nicht anders sein, die Befolgung desselben muß uns gefallen. Sie, meine Liebe, werden mir einst noch für alle die kleinen Unannehmlichkeiten danken, die ich Ihnen verursache. Sie achten mich zu hoch, um mir schmeicheln zu dürfen; Ihre Aufrichtigkeit ist unübertreflich. Wem muß ich denn zuschreiben, daß Sie mich so sehr erheben? Wem, daß Sie eine, Ihr ganzes Wesen beherrschende Neigung, für mich empfinden?

Diese also macht Sie einseitig; ich sehe daraus, daß sie zu viel Gewalt über Ihre Vernunft gewinnt. Wenn Sie mit kalter Ueberlegung meinen Werth bestimmt hätten, dann würde mir Ihr Lob viel Freude machen.

Sie haben ganz recht, die Zahl unserer Kleinigkeitskrämerinnen ist sehr groß. Wenn Sie mich mit denen vergleichen, so ist mein Vorzug entschieden. Aber warum sind die meisten Damen von Ihrem Range und Vermögen so, wie wir sie finden? Bei ihrer Erziehung scheint man keinen andern Zweck zu haben, als die Erzielung solcher Eigenschaften, die bei einer soliden Erziehung nur die gefällige Nebensache sein sollten. Wie leid thut es mir oft, wenn ich so sehe, welch ein großer Vorrath gesunden Verstandes vernachläßigt, verdorben und verwahrlost wird. Eine junge Dame, die eine Meisterin im Schachspiel ist, die sich auf das L'Hombre versteht, würde gewiß im Stande sein, etwas Beßeres und Wesentlicheres zu begreifen und könnte zur Uebung solcher Dinge geleitet werden, die ihr zwar für den Augenblick nicht gefallen,

Landesbibliothek Oldenburg

weil sie ihr fremd sind, nicht weil sie zu trocken oder für unser Geschlecht unpassend wären.

Die Erziehung bildet den Menschen zum Menschen: man lernt alles, sogar Muth kann man lernen. Wenn man nur die Kunst besitzt, die Kinder, die man genau kennt, auch richtig zu leiten, dann wird die Erziehung nie ihren Zweck verfehlen. Einigen Kindern wird die fehlerhafte Haltung des Körpers, oder das Einwärtssetzen der Füße eben so schwer, als andern, dies zu vermeiden. Alles hängt von dem ersten Angewöhnen, einer sorgfältigen Aufmerksamkeit, die durch ein gutes Beispiel unterstützt wird, ab.

Unsere Kinder fürchten sich vor nichts. Von dem Tode haben sie keine Vorstellung. Wir sagen ihnen, daß, wenn sie wild und ungezogen sind und dann fallen, leicht ihre Glieder verletzen können, dies können sie sehr leicht begreifen. Sterben ist also bei ihnen, Schaden an dem Körper leiden. Diese Vorstellung macht sie vorsichtig, ohne zu widrigen Gedanken zu veranlassen; für diese kann man sie nicht genugsam hüten. Alle gesunden Kinder, die viel lau-

Landesbibliothek Oldenburg

fen und spielen, haben auch Eßlust; aber ein Stück gut gebackenes Brodt schmeckt ihnen so gut, als die ungesundeste Näscherei. So schließe ich vom Kleinen aufs Größere; und ich kann versichern und vorhersehn, daß keins von den acht Kindern des Herrn Veldenaar einen nichtssagenden Charakter erhalten wird. Fehler werden sie haben und zwar sehr verschiedene; aber wenn sie nur einen festen Geist behalten und nicht mit zu vielem Vernunftgeschwätz überladen werden, dann werden diese Fehler sicher nicht zu Gewohnheiten, noch weniger zu Lastern ausarten.

Nichts ist einfacher, als die Art, auf die wir unsere Kinder erziehn und nach der Heinrich, Johann und ich erzogen sind. Wir plaudern viel mit ihnen und lassen sie viel plaudern und zwar ohne daß wir sonderlich darauf zu achten scheinen. Wir leiten, beinah maschinenmäßig, ihre Aufmerksamkeit; dies alles erfordert Achtung auf sich selbst, die uns aber sehr vortheilhaft ist; denn sie lehrt uns die Zergliederung unserer Vorstellungen und daß wir sie mehr beleuchten. Ich rede so gern über Kinder,

Landesbibliothek Oldenburg

Sie wissen es, lassen Sie mir dies zur Entschuldigung dienen. Nun will ich Ihren Brief etwas umständlich beantworten.

Meine liebe Helder, sein Sie doch gegen das konditionelle Gefallen auf Ihrer Hut! Auf zwanzig Stellen Ihres Briefs scheint es deutlich und keck hervor: „Sie hören nichts von Wilhelm", dann werden Sie wenigstens seinen Namen nennen hören. Wo bleibt nun Ihr Stolz? Können Sie so viel Attention für jemanden haben, der keine für Sie hat? Wir können leider uns unserer Freundschaft für ihn nicht rühmen.

Ich beklage indessen Ihren Freund Renting. Da er nicht einmal weiß, daß Sie für einen gewissen unartigen Jungen, den er nicht kennt, ein konditionelles Wohlgefallen fühlen, so ist's natürlich, daß er sich mit der Hoffnung schmeichelt, endlich Sie für sich einzunehmen. Ach! mein lieber Engel, werden Sie's über sich gewinnen können, Ihrem Vater endlich einmal ungehorsam zu werden? Kann Ihr gefühlvolles Herz auch nur den Gedanken seiner Unzufrieden-

Landesbibliothek Oldenburg

heit ertragen? Und was wird das Ende sein? Leevend kann Ihr Mann nie werden. Dagegen empört sich auch Ihre Pflicht. Sein Sie klüger, vorsichtiger. Folgen Sie Ihrer Vernunft. Ihr Herz kann gegen solch einen Mann nichts einwenden. . . Ich darf von Ihnen mehr erwarten, als von jedem andern, weil Ihr Urtheil mit dem meinen in Harmonie und Ihr Gefallen nur noch konditionell ist. Eh ich den Brief ende, muß ich, weil mich die Pflicht dazu treibt, noch folgendes hinzufügen.

Junge, reiche Damen hören höchst selten unangenehme Wahrheiten. Es ist ihnen jedoch nicht unbewußt, daß sie von vielen für kokett gehalten werden. Ich weiß, daß Sie es nicht sind, weil Ihr Herz auf der rechten Stelle schlägt und — gefühlvoll ist. Sie können daher unmöglich hintergehn und eine aufrichtige Liebe, die sie erst anfachten, täuschen; dies ist jedoch Koketterie, wenn ich anders im Stande bin, eine Erklärung von einem weiblichen Fehler zu geben, der mir äusserst fremd ist. Gestehn muß ich's jedoch, daß Sie äusserlich wenigstens den Anstrich von jener Gefallsucht haben. Als ich

Sie noch nicht so genau kannte, konnte ich nicht so ruhig Ihre Vertheidigerin werden, als jezt, da ich überzeugt bin, daß Sie nichts weniger, als kokett sind. Wenn Sie bei einer passenden Gelegenheit dem Herrn Renting nicht sagen, daß Ihr Herz nicht mehr frei ist, handeln Sie dann wohl so edelmüthig, als man es von Ihnen erwarten muß? Glauben Sie denn, daß in dem Bekenntnisse etwas Erniedrigendes, Demüthigendes für Sie liegt? Und wenn dies ist, so entsteht es entweder aus Ihrer getroffenen Wahl, oder aus Ihrer Zuneigung und Liebe selbst. In der wahren Liebe findet sich dergleichen nicht und wenn Leevend Ihrer Liebe würdig ist, warum brauchen Sie denn für Renting aus derselben ein so großes Geheimniß zu machen? Nur noch ein Wort und dann übergebe ich Sie Ihrer eigenen stillen und bedachtsamen Ueberlegung.

Wenn Sie den traulichen Umgang mit Herrn Renting fortsetzen, überall mit ihm öffentlich erschienen und es erfolgt keine Vermählung mit ihm, dann wird die Welt sagen: Siehe da, nun läßt sichs nicht mehr leugnen, die Mamsell Helder ist eine Kokette. Sie ist auf eine so

freundliche Manier mit Renting umgegangen, sie wußte, was seine Absicht war, ihre Eltern würden diese Verbindung gern gesehn haben; aber da er bereits hoffte, glücklich zu werden, weicht sie zurück und zwar unter den nichtigsten Vorwänden und behandelt einen braven ordentlichen Mann, wie einen leichtfertigen Burschen, oder wohl gar noch ärger. Sie ist also trotz ihres hellen Verstandes und ihrer sonstigen guten Eigenschaften, eine raffinirte Kokette.

Sie haben, meine Freundin, in Ihrem Betragen auch etwas sehr imposantes; dies eben macht, daß man Sie für unerträglich stolz hält. Sie wissen das nicht, aber ich weiß es, sollten Sie dies nicht ein wenig mildern können? Sie können unwiderstehlich liebenswürdig sein. Alle Herzen würden Sie lieben, wenn sie's dürften. Gegen mich sind Sie stets dieselbe. Sind Sie es auch wohl gegen jeden? . . .

Kann ich Ihnen wohl einen herzlichern Beweis meiner liebevollen Freundschaft geben, als

den, daß ich Sie von meiner Aufrichtigkeit überzeuge? Ich bin unveränderlich

Ihre

Ergebene

J. Veldenaar.

Neunter Brief.

Christine Helder an Jacobe Veldenaar.

Aeusserst werthe Freundin!

Die Vorstellung, daß Sie nicht vollkommen mit mir zufrieden sind, ist mir schmerzhaft, so unerträglich, daß ich nicht ruhen kann, eh ich nicht Ihren theuren Brief beantwortet habe; und dies ist auch die Ursache, warum ich ihn sogleich beantworte. Möge mich die ganze Welt

in dem Verdachte der Koketterie haben, wenn es nicht anders sein kann, nur Geduld! Dieser Verdacht wird sich von selbst verzehren. Aber Ihren Beifall, Ihre Achtung kann ich so wenig entbehren, als Ihre Freundschaft und Liebe; erst dann kann ich mich meines eignen Werthes einigermaßen versichert halten.

Jeden Brief, mit dem Sie mich beehren, vermehrt meine Achtung für Sie und meine Belehrung ist eben so groß, als der Dank, den ich Ihnen dafür schuldig bin. Was Sie über Erziehung sagen, übergehe ich mit Stillschweigen. Sie wissen, daß ich über dieses Kapitel einer Meinung mit Ihnen bin.

Nach dem Lesen Ihres Briefs und während desselben, habe ich mein Herz nochmals genau untersucht. Einer Freundin, wie Sie sind und wie ich nur eine einzige haben kann, glaube ichs schuldig zu sein, alles zu entdecken, was in meinem Herzen vorgeht; alles sage ich, auch die schwachen, nicht ganz untadelhaften Seiten und das um so mehr, weil es mein ernster Wille ist, mich selbst nach allen Punkten hin,

Landesbibliothek Oldenburg

zu bessern und Neigungen abzulegen, von denen ich weiß, sie werden mir wenig Ehre machen, wenn sie sich in Gewohnheiten verwandeln. Eine Veldenaar bin ich nicht, dies bekenne ich mit der Aufrichtigkeit und Einfachheit, die mir natürlich ist. Ja ich sage noch mehr. Es liegt ein Etwas in mir, das mich's mit vielem Vergnügen wahrnehmen läßt, daß man mich nicht unter die Häßlichen zählt und daß ich alle die Beweise der Werthschätzung, die mir wiederfahren, nicht blos dem Range, oder den Gütern meiner Familie zu verdanken habe. Diese etwannigen Schwächen theile ich mit allen Mädchen, die über die Unvollkommenheiten ihres Geschlechts nicht so erhaben sind, als meine Veldenaar. Ja ich imponire; aber kann ich dafür? Die Natur hat mich einmal so geformt. Die, mit denen ich vertraulich umgeh und besonders die, welche einem niederern Rang behaupten, als ich, werden nie die Klage über mich führen, daß ich stolz bin, im Gegentheil werde ich von allen geliebt, die mich über sich erhaben sehn. Mehr kann ich über diesen Gegenstand nicht reden.

Die Natur brachte eine Juno und Grazien

hervor. Hat sie über meine Züge und mein Betragen etwas imposantes verbreitet, hängt es denn von mir ab, dies zu vertilgen? Was die betrift, die sich für meines Gleichen halten, so weiß ichs recht gut, daß ich vielen im Wege steh. Bei den meisten lohnt sichs nach meinem Urtheile nicht einmal der Müh, mich niederzusetzen und nachzudenken, wie ich mich bei ihnen beliebt mache. Ich kenne sie viel zu gut, als daß ich in ihre Zuneigung Werth setzen sollte. Warum sollte ich mir eine unnütze Arbeit machen? Ich verlange ihre Freundschaft nicht — selbst nicht einmal ihren besondern Umgang. Zum Theil ist das ihre Schuld; gäbe es mehrere Veldenaars, es würden dergleichen Gedanken in mir nicht aufsteigen. Ach! Liebe, wenn Sie mit mir nicht zufrieden sind, so hat dies einen andern Grund. Sie haben keine Nebenabsichten, ihre Grundsätze sind rein. Achtung und Zuneigung regieren Ihre Ermahnungen und Warnungen. Sie kennen das niedrige Vergnügen nicht, das darin liegt, eine Freundin herabzusetzen, auch dann nicht, wenn sie besser gehandelt haben müßte und könnte, als sie gehandelt hat. Sie zeigen mir in dem hellen Spiegel meiner eigenen

Ueberlegungen die Gestalt meiner Seele, ohne sie zu verunstalten, ohne die ungefälligen Züge zu verstärken, ohne sie häßlicher darzustellen, wie sie ist. Ja, meine holde Ermahnerin, ich habe mich treu geprüft. Sehn Sie hier, was ich gefunden habe.

Einer Ihrer Sätze ist ungegründet. So günstig, wie Sie glauben, denke ich über Wilhelm nicht. Wenn er sich musterhaft betragen hätte und nicht so gleichgültig gegen mich geblieben wäre, ich würde ihn und keinen andern gewählt haben; da dies aber nicht der Fall ist, so fühle ich in mir nichts für ihn, was mich zurückhalten würde, irgend einem Manne meine Hand zu reichen, wenn er mir so sehr gefiele, als mir Wilhelm einst gefallen hat.

Man spricht viel von Heyrathen aus Ueberlegung. Freundschaft aus Ueberlegung, das geht allenfalls noch an, aber jemanden zu heyrathen, weil dies so oder so am besten paßt, es sey wegen Familienrücksichten, oder um anderer Dinge willen, das ist mir eine unbegreifliche Sache. Lassen Sie sich's einmal sagen, wie ich

über den Gegenstand denke. Ich darf, wenn ich recht und verständig handeln will, nicht heyrathen, wenn's die Vernunft misbilligt. Einem Manne, dem eine religiöse Denkungsart fehlt, und wäre er so liebenswürdig, wie es Wilhelm ist, würde ich mich nie vermählen. Mein eigenes Glück ist mir zu theuer. Was kann einer Frau eine gute Behandlungsart verbürgen, wenn sie sich der Gewalt eines Mannes hingiebt, der sein Gesetz in seinen Lüsten, und seinen Gott in seinem Eigennutze findet und ihm huldigt? Er, der sagt: Gott bekümmert sich um die unbedeutenden Angelegenheiten der Sterblichen nicht, wird von keinem Zügel zurückgehalten, alles zu thun, was ihm gefällt? Wenn mich Leevend wirklich liebte, und die Probe eines ehrlichen, religiösen Mannes nicht bestehn könnte, es würde mich betrüben, mich einige Thränen und Seufzer kosten, aber verbinden würde ich mich mit ihm durchaus nicht. Wie viel weniger nun, da er mich nicht liebt und gehalten seyn wird, eine andere zu heyrathen, die sich schwach finden ließ, eh sie ihn genau kennen lernte. Seyn Sie daher versichert, daß mein Wohlgefallen an Leevend, wenn ich ihn von seiner guten Seite betrachte,

Landesbibliothek Oldenburg

mich gewiß nicht hindern wird, eine andere Wahl zu treffen.

Das Mißfallen meines zärtlich geliebten Vaters, eines Vaters, der für mein Wohl so besorgt ist, würde mich mehr schmerzen, als ich's sagen kann. Nie werde ich gegen seinen Willen oder mit seinem Mißfallen heyrathen; dies ist mein unerschütterlicher Entschluß. Dies, glaube ich, muß solch einem redlichen Vater genügen. Ach! Jacobe, kann ich, um meinen Vater zu befriedigen, meiner Herzensneigung zuwider, mich vermählen? Wenn der würdige Mann dies fodert, dann kann ich seine Unzufriedenheit nicht vermeiden; denn dies werde ich nie thun. Ich muß es am besten verstehn, was mir mein Herz sagt.

Renting betrachte ich mit den Augen einer liebenden Schwester, die sich durch seine Freundschaft geehrt fühlt, aber ich sehe ihn nicht mit den Augen einer Geliebten an. Ich bebe schauderhaft zurück, wenn ich ihn nur in anderer Beziehung denke. Es kann wahr seyn, daß Liebe ohne Achtung nicht besteht, allein die Er-

Landesbibliothek Oldenburg

fahrung lehrt, daß Achtung nicht nothwendig Liebe erzeugt. Ist dies nun, um Rentings willen, meine Schuld? Muß man mich nur einer thörichten Vorliebe für einen andern beschuldigen? Wohl, meine Liebe, würden Sie, wenn kein Sytsama in der Welt wäre, sich je haben zur Vermählung mit meinem Bruder entschließen können? Und was können Sie mit Grund gegen ihn einwenden? Es ist wahr, sein Aeußeres zeichnet sich nicht vorzüglich aus, aber darauf nimmt ja ein vernünftiges Mädchen keine Rücksicht. Ob er gleich einen gesunden Verstand besitzt, einen edlen Charakter, eine heitere Laune, so würde er dennoch nie Ihr Mann geworden seyn.

Wie kann ich Renting nun sagen, daß mein Herz nicht frei ist? Ach! es ist frei, frei ist es, Jacobe. Es gab eine Zeit, wo es so unbefangen nicht war, soll ich dies einem andern, als der einzigen Freundin gestehn, der ich versichert habe, daß sie mein ganzes Herz erfüllt? Bin ich denn verbunden, Renting mehr zu sagen, als ich ihm deutlich, gelassen, wiederholt gesagt habe? Ist es meine Schuld, daß er sich mit

Hoffnungen schmeichelt? Daß er mich allenthalben hin begleitet? Oder muß ich, um einer schwatzhaften Welt zu gefallen, solch einen angenehmen, angesehenen Mann unhöflich behandeln, ihm befehlen, daß er mich meidet? Dies glaube ich niemals, und ich werde ihm diesen Verdruß, so nennt er es, nie verursachen. Alberner Reden wegen gebe ich die Freundschaft eines solchen Mannes nicht auf. Er würde mich selbst vertheidigen, wenn das gefodert werden könnte. Ich behandle ihn offenherzig. Er selbst muß es einsehn, daß seine Versuche fruchtlos sind. Er wird, wie ich hoffe, einen andern Gegenstand finden, der seiner Liebe würdiger ist, weil er sie erwiedern kann, und ich werde denselben und meinen Freund glücklich preisen.

„Seyn Sie klüger, vorsichtiger. Folgen Sie Ihrer Vernunft. Ihr Herz kann nichts gegen solch einen Mann einwenden" sagen sie. Das ist wohl möglich! Aber ist's denn genug, daß mein Herz nichts gegen ihn einwenden kann? Bei mir wenigstens nicht. Ich werde, das wiederhole ich nochmals, nie heyrathen, wenn es meine Vernunft misbilligt, aber ich werde so wenig aus

bloßer Vernunft, als aus Leidenschaft oder Interesse, mich zum heyrathen entschließen. Und zwar deshalb, weil ich ein wenig anders über den Ehestand denke, wie viele andere, die nie viel darüber nachdenken. Ich bin der Meinung, daß der Mann, den ich in aller Hinsicht und auf alle mögliche Weise, den meinen nennen soll, durchaus meinem Herzen theuer seyn muß. Wenn ich liebreich seyn soll, muß mein Hetz gerührt seyn. Mein Bedürfniß ist reine, leidenschaftlose, weibliche Freundschaft: alle andern Empfindungen, die eine größere Höhe erreichen, werden erst geweckt werden müssen. Was sind sie, was können sie mir seyn, wenn mein Herz nicht die starke, lebendige, klopfende Quelle davon wäre? Reden Sie daher nicht weiter über eine Ehe aus Vernunft, wenigstens nicht mit mir. Meinen Freund empfange ich aus den Händen der Vernunft, aber mein Mann wird mir die Liebe in die Arme drücken müssen. Wir kennen viele Leute, die aus Vernunft verheyrathet sind; aber es sind die besten Verbindungen nicht; sie leben gut, so sagt man wenigstens. Man würde der Wahrheit treuer bleiben, wenn man lieber sagte: sie hassen einander eben nicht; sie sind eiskalt,

Landesbibliothek Oldenburg

gleichgültig gegen einander; ehrenhalber sind sie dann und wann höflich gegen einander; aber dies streut mir keinen Sand in die Augen. Ach! meine Freundin, wie höchst traurig ist's, wenn der Mann die Nähe seiner Frau vermeidet, außer nur in dem Fall, wo er ihrer bedarf; wenn die Frau sehr zufrieden ist, wenn sich der Mann nur wieder entfernt und seinem Geschäfte nachgeht; wenn gar keine häusliche Unterhaltung statt findet; wenn die besten, liebsten Kinder selbst nicht im Stande sind, die Ehegatten milder, sanfter, vertraulicher, vergnügter, verbindlicher gegen einander zu machen; wo der Herr bloß der Brodterwerber, und Madam die Haushälterin ist. Aber genug! Dies mag man gut leben nennen für mich, und ich muß für mich selbst wählen dürfen, würde es ein unerträglicher Stand des Verdrusses und der Prüfung seyn.

Halten Sie mich nicht für so romanhaft, als man seyn muß, um sich einbilden zu können, daß man je eine vollkommen glückliche Ehe schließen werde; aber denke ich wohl so ganz unrecht, wenn ich fest glaube, daß man in einer wohlberathenen Ehe die meiste Gelegenheit hat, hin-

Landesbibliothek Oldenburg

nieden sehr glücklich zu leben! Welch ein erstaunender Abstand herrscht nicht zwischen dem, „nicht unglücklich leben," und dem „so glücklich zu seyn," als ein paar tugendhafte, gefühlvolle, gutartige, so recht für einander geschaffene junge Menschen leben können, und zwar in einer Ehe, die Liebe und Weisheit gegründet und gestiftet hat! Wie beugend würde das für mich und gewiß auch für Sie seyn, mit einem Manne im Umgange leben zu müssen, mit ihm vermählt zu seyn, der mich gut behandelt, einzig darum, weil er's für Pflicht achtet. Der kann mein Geliebter nicht seyn, dem mein bewegtes Herz, als dem Vater meiner Kinder, wie meiner Freundin, nicht entgegenschlägt! Was für ein Glück ist das, wenn Gatten die süße, sanfte Sorgfalt, die die Liebe gebeut, nicht kennen? Man schreibe den Mangel der Zärtlichkeit nicht dem Temperamente, der Erziehung, dem Beispiele zu. Dies ist ein eitler Vorwand. Temperament und Erziehung können die Stimme der Zuneigung nicht zum Schweigen bringen, wenn das gerührte Herz den Ton angiebt.

Wenn ich meinen besten Freund mit nach-

sichtsvoller Schonung betrachte, mit Augen, aus denen die Glut edler Empfindungen spricht, die ich nicht schildern kann, mit Augen, die durch die Liebe noch sanfter geworden sind, wenn ich durch sein liebevolles Betragen überrascht werde, es empfinde, daß die lieben Kleinen, die alle meiner zärtlichen Fürsorge bedürfen, Geschenke seiner Liebe sind; wenn ichs fühle, wie sein Herz mich liebt, und er mir dies mehr durch Beweise häuslicher Zufriedenheit, als durch Worte zu erkennen giebt; wenn ichs erfahre, daß jeder unbedeutende Zwiespalt uns noch inniger verbindet, weil er uns beweis't, wie er uns beiden so schmerzhaft ist; wenn alles, was ihn angeht, das größte Interesse für mich hat; wenn ich stolz auf ihn bin, weil ich weiß, daß er im Kreise seiner Freunde, wegen seines edelmüthigen, braven Charakters geachtet wird, dann, ach! dann wird ihm meine Seele entgegenfliegen, und weder Erziehung, Beispiel noch Temperament, wird mich von ihm zurückhalten.

Ich will es keineswegs ableugnen, daß alle Frauen nicht glücklich seyn können, wenn sie es nicht auf diese Art sind; im Gegentheil glaube ich

sogar, daß viele, wenn sie dieses Lesen, das Buch zuschlagen, vielleicht wohl gar herzlich lachen. Beweißt dies aber, daß ich auf meine Weise nicht glücklich sein kann, ohne eine Romanheldin zu sein? Ist in alle dem, was ich Ihnen gesagt habe, auch nur eine Spur, die von der schönen Einfachheit der Natur abweicht? Wenn dies nicht ist, warum würde man mich denn romanhaft nennen können?

Könnte ich von Herrn Renting nur mit Grund erwarten, daß ich auf diese meine eigene Art mit ihm glücklich sein könnte, ich würde in meiner Zuneigung gegen einen andern, kein Hinderniß einer Verbindung mit ihm finden. Aber die Uebereinstimmung der Seelen und Herzen, die dies bewirkt, findet zwischen uns nicht statt und wird nie eintreten. Ich würde sonst davon, da ich so vertraulich mit ihm umgehe und so viel Gutes an ihm wahrnehme, sicher schon etwas gemerkt haben. Wie kann ich mich also entschließen, ein Schicksal mit ihm zu theilen? Er scheint sich selbst genug zu sein, ich bin mir's auch, wie läßt sich bei einer solchen Stimmung auf ein langes, ehliches Glück rech-

Landesbibliothek Oldenburg

nen? Mit unserer Freundin Bürgerhard war es ganz anders. Es ist nicht eins ihrer kleinsten Verdienste, daß sie ihre Hand dem Heinrich Edeling gab. Die Gründe ihrer Wahl, die sie selbst angiebt, sind, wie ich glaube, unerschütterlich. Ich bin ganz anderer Meinung, wie jene Fraun, die sich's nicht ausreden lassen wollen, daß Sahra sich nicht einen so stattlichen, denkenden Mann hätte wählen sollen. Da ich aber wohl überzeugt bin, daß ich keines Edelings zu meiner Verbesserung bedarf und sehr wohl weiß, wie ich mich betragen muß, so ist bei mir der Fall ganz unpassend.

Nun, meine Veldenaar, sind Sie jezt mit Ihrer Helder mehr zufrieden? Ich glaube es, wenigstens habe ich Ihnen mein ganzes Herz aufgedeckt, meine verborgensten Gedanken, meine zartesten Beobachtungen mitgetheilt. Ich fühle mich dazu verpflichtet, wenn es nemlich wahr ist, daß Sie die einzige auserlesene Freundin menes Herzens sind. Für alle andere will und muß ich aus dem Gesagten ein tiefes Geheimniß machen; aber meiner Veldenaar, die sich vor allen so vortheilhaft auszeichnet, die gegen mich

die größte Theilnahme zeigt, will ich nichts verschweigen, selbst meine Uebereilung und Schwachheiten nicht. Einer solchen Freundin muß ich mich zeigen, wie ich bin. Ich würde keine Ruhe haben, wenn ich Ihnen etwas verhehle. Meine Freundschaft würde nicht damit bestehn können. Was würden Sie von mir denken müssen, wenn ich Ihnen versicherte, daß Sie mein ganzes Herz ausfüllen und geheimnißvoll gegen Sie wäre? Die Schwachheit und Uebereilung ist verzeihlicher als wenn ich meine Freundin hintergeh. Womit sollte ich mich entschuldigen? Liegt denn in Ihrem Wesen etwas, das eine Freundin zurückhalten kann, Ihnen alle ihre Unvollkommenheiten zu zeigen?

Mein Vater glaubt, daß das Einverständniß mit Renting weiter gediehn ist, als es wirklich der Fall ist; dies giebt mir Ruhe; doch es wird dies alles desto unglücklicher enden.

Noch ein Wort über Wilhelm. Wie sehr betrübt mich die besorgliche Lage, in der sich sein Lottchen befindet. Die Mutter hat auf ihren Brief von ihrer Freundin Antwort erhalten.

Landesbibliothek Oldenburg

Etwas habe ich davon gehört. Die Worte: mein Sohn kann gewiß keine zärtlichere Zuneigung für eine sterbende Freundin hegen, zeugen von der wenigen Menschenkenntniß und gesunden Beurtheilung der Verfasserin. Sie glaubt von allen Gerüchten nichts. Sie fürchtet weit mehr von seinen ketzerischen Begriffen, als von seiner Liebe. Die Mutter beobachtet ein tiefes Stillschweigen. Wenn dieses englische Mädchen, an dem er mit ganzer Seele hängt, stirbt, wie unglücklich wird er dann sein! Ich kann mir's so lebhaft denken, wie er sich gegen sie beträgt. Ich weiß es noch wie heute, wie untröstlich er war, als ich, ich war damals zehn Jahr alt, die Masern hatte. Immer hing er der Mutter am Arm, wich nicht aus dem Zimmer, all unser Spielzeug blieb in den Schränken. Seine Ferien liefen zu Ende, allein er wollte nicht eher gehn, bis ich besser wäre. Die übertriebene Freude über meine Genesung zog ihm ein hartnäckiges Fieber zu. Urtheilen Sie nun daraus, was er in seinem jetzigen Alter durch ein Mädchen leiden wird, das er liebt. Der Himmel gebe, daß Lottchen wieder genese, oder wir verlieren unsern Freund vielleicht auf die un-

glücklichste Art. Leben Sie wohl, meine auserkohrne Freundin. Keine Worte sind stark genug, Ihnen zu sagen, mit welcher Hochachtung und Liebe ich bin

Ihre Freundin
C. Helder.

N. S. Wir haben Briefe von meinem Bruder erhalten. Wenn er sich mit seinen Tagsbemerkungen nicht kürzer fassen lernt, so werden sie bald Folianten anfüllen. Ich glaubte nicht, daß er von allem, was ihm neu und fremd vorkömmt, so viel Redens machen würde. Nun, die Reisenden haben das Privilegium des Plauderns.

Landesbibliothek Oldenburg

Zehnter Brief.

Wilhelm Leevend an Jambres.

Mein Herr und Freund!

Aufgeweckte, frohe Menschen sehe ich sehr gern. Ihre ruhige Freude würde mir daher auch gefallen, gliche sie nicht weit eher der Faselei eines Verrückten, der in einem hitzigen Fieber liegt, als der Freude, die man fühlt, wenn man von einer tödtlichen Krankheit wieder genesst und dieses Wohlempfinden dem regelmäßigen Umlaufe seiner gesunden Säfte zu verdanken hat.

Warum verschwenden Sie so viele Worte, um zu beweisen, worin die Religion eines bra-

ven Mannes besteh? Mit den wenigen Sylben hätten Sie ja alles sagen können: „unsere sogenannten honetten Leute sind Geschöpfe, die über alle Religionen spotten." Meine Jugend und Unerfahrenheit hindert mich, Ihr Lehrmeister zu werden. Meine Beschäftigung beschränkt sich jezt noch auf das Ordnen meiner Ideen. Still und gelassen, bedachtsam und aufrichtig nach Wahrheit suchen und wenn ich sie gefunden habe, sie prüfen, vergleichen, mich selbst genauer kennen zu lernen, Vorurtheile, wo sie mir aufstoßen, zu bestreiten, dies ist mein Tagewerk. Was haben Sie nicht alles niedergeschrieben? Viele Worte und keine Beweise. Eigentlich sprechen Sie das Gehörte und Gelesene nach. Dies würde ich zur Vertheidigung und zum Vortheil der Religion auch können; aber wozu sollte das nützen? Zu weniger als nichts. Haben Sie darum Ihre Jugendjahre, Ihre edelsten Lebenskräfte verschwendet, darum so unermüdet und rastlos gearbeitet; darum die süßen Gefühle der Freundschaft, die Freuden der Geselligkeit von sich gescheucht, um es nicht weiter zu bringen, als zu einer verächtlichen Freigeisterei? Sie haben sich zum Affen eines de la Mettrie,

zum Echo eines Bolingbroke herabgewürdigt! Nur einige verbrauchte Gemeinsprüche wissen Sie anzugeben! Sie runzeln Ihre Stirn. Ist dies alles, was man von dem denkenden Jambres zu erwarten hatte? dann ist die Fabel von dem gebährenden Berge aufs neue verwirklicht. . .

Was Sie ausstoßen, entehrt eine Mamsell Roulin nicht! Die Güldenstein werden Sie bei mir nicht herabwürdigen. Sie ist vielleicht nicht weit mehr vom Grabe entfernt, aber sie ist gefaßter, ruhiger, zufriedener, als Sie es mit Ihrem ganzen Gelichter im Uebermuth und Wohlleben nur immer sein können. Sie wird das Warum von dem Warum bald unterscheiden. Ihr Wahnsinn hindert Sie, Ansprüche auf das unbekannte Zukünftige zu machen. Sie wissen, daß ich kein Feigherziger bin, aber so ganz dreist ist mein Muth nicht. Mit dem, was ich nicht kenne, spiele ich nicht. An dem steilen Rande einer Ewigkeit, die in undurchdringliches Dunkel gehüllt, scherze und spotte ich nicht. . . Indem ich dies niederschreibe, läuft ein eiskalter Schauer durch alle meine Glieder, ja, meine Seele schrumpft gleichsam

in sich selbst zusammen. Ein Heuchler bin ich nicht, dazu haben Sie schon mehr Anlagen. Aber, wenn die Religion, die sie sich selbst gebildet haben, Ihnen die Achtung der Welt entrissen, Ihre Lebensgeister verzehrt, Ihre Vernunft geschwächt und Ihre Seele entkräftet hat, dann wird Sie der Unglaube den Händen eines lächerlichen Aberglaubens übergeben und wehe Ihnen dann! . . .

Ich ehre den gesunden Menschenverstand, aber eben darum macht Ihr Gerede auf mich so wenig Eindruck. Die Beweise für die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion, kommen mir nicht befriedigend vor; aber ich hoffe und wünsche, daß eine Religion, die so schön, so heilig, ganz für die Bedürfnisse der Menschheit berechnet ist, möge vollkommen und untadelhaft erfunden werden. Dies, glaube ich, muß jeder brave, gefühlvolle und denkende Mensch hoffen und wünschen. Ich habe Ihnen jezt weiter nichts zu sagen, als daß ich gern bleiben möchte

Ihr

Sie hochachtender Freund

W. Leevend.

Landesbibliothek Oldenburg

Eilfter Brief.

Jacobe Veldenaar an Christine Helder.

Zärtlichgeliebte Freundin!

Ja, ich bin befriedigt, vollkommen befriedigt! Ich fürchtete, meine Helder, daß Sie nicht so vernünftig von einem Jüngling dachten, der Ihnen einst und das mit Recht, so sehr gefiel, als ichs jezt wünschen muß, daß Sie über ihn urtheilen möchten. Nun bin ich völlig beruhigt. . . Es ist mir eine große Last vom Herzen genommen. O! ich glaube es sehr gern, daß Sie sich seinetwegen betrüben. Solch einen vielversprechenden Jüngling nicht mit dem ganzen Beifall seines Herzens und Verstandes betrachten

zu können, ist peinigend. Ihr Kummer macht Ihren edlen Grundsätzen Ehre.

Sie haben recht: Sie sind nicht verpflichtet, dem Herrn Renting mehr zu sagen, als Sie ihm wiederholt gesagt haben. Sie brauchen auch nun, wegen des Geschwätzes der Welt, Ihrem Freunde nicht zu entsagen. Möchte doch Herr Helder Ihren Einwürfen so viel Gewicht beilegen, als Sie in meinem Augen haben! Die Zeit wird es lehren.

Wie zärtlich a fmerksan macht uns eine tiefliegende Neigung für den geliebten Gegenstand! Wie viel Muth flößt Sie uns ein, wenn es darauf ankömmt, unangenehme, aber unvermeidliche Wahrheiten sagen zu müssen! Sie wissen wohl, meine Geliebte, daß ich das stete Tadeln eben so sehr hasse, als Sie das alberne Bejahn. Aber meine Freundschaft für Sie, ist so innig, daß ichs nicht dulden kann, daß Ihr schöner Charakter, durch das kleinste unfreundliche Fleckchen entstellt wird. Es sind dies die Sommersprossen in einem reizenden Gesicht. Sie haben so viele natürliche Anlagen, so herrliche

erworbene Talente, daß Sie nach einer grössern Vollkommenheit hinstreben müssen. Ihren Brief las ich mit einer so achtungsvollen Rührung, die sich gar nicht schildern läßt. Es war mir, als würde mir von einem erhabenen Wesen zugeflüstert: Die Verfasserin ist deine Freundin! Was Sie mir aus dem Briefe der Frau von Oldenburg schreiben, kömmt mir auch befremdend vor. Ich kenne sie zu wenig, um den Grund, warum sie so schreibt, vermuthen zu können. Sollte sie wohl dem Wilhelm allen Muth zu benehmen suchen, damit er seinen geliebten Zweck nie erreicht? Es schmerzt mich, daß sich das liebe Lottchen so übel befindet. Eh sie mit Leevend Umgang hatte, war sie gesund und wohl. . . Ich darf nicht denken. . . Man sieht sie gar nicht. Leevend weicht gar nicht von ihr. Ihr Bruder ist ein schlichter, guter, einfacher Mann! Wären wir nur noch einige Monate älter! . . .

Wie sehr beweißt die Vermählung des Herrn Ryzig, daß jeder seine eigene Manier hat, glücklich zu sein. Haben Sie das Gedicht von Wilhelm schon erhalten, so senden Sie mir's

zu. Ich glaube, daß Mamsell Renard Ihren Brief gewiß beantworten wird.

Meine gute Mutter ist sehr schwach, aber ihr Gesundheitszustand hat sich doch nicht verschlimmert. Für den Winter fürchten wir in Hinsicht ihrer nichts. Wie gütig ist Gott, der sie uns noch läßt! Ach! wenn sie selbst nur nicht so viele Schmerzen litte, wie glücklich würden wir uns schätzen, sie in unserer Mitte zu haben. Die Vorstellung, du wirst deine Mutter zu Grabe tragen sehn, ist für mich so schmerzhaft, daß ich nicht lange daran denken kann und doch schwebt sie mir immer wie eine schwarze Wolke vor.

Jettchen bittet mich so freundlich, einige Zeilen in diesen Brief schreiben zu dürfen. Ich kann dem guten Kinde das nicht abschlagen und gebe ihm die Feder. Leben Sie wohl.

Ihre

J. Velbenaar.

Liebe Tante! *

Wie sehr verlangt mich nach dem Sommer! dann kommen Sie wieder und Jettchen eilt zu Ihnen, spielt, sitzt auf Ihrem Schoß, windet ihre Arme um Ihren Nacken, bekömmt von Ihnen viele Küsse. Nicht so? Was haben wir für einen schönen Schlitten, wir fahren damit über den Schnee und spannen den Ziegenbock davor und singen dann und sind recht vergnügt. Der kleine dicke Wein wird so wild, ich weiß gar nicht wie und will immer mit; aber dann kann die große Puppe nicht mit und die fährt doch auch gern aus, wie ich glaube. Ich lerne bei Schwesterchen alle Tage Französisch und es geht damit noch so ziemlich. Nun, meine liebe Tante, wünschte ich, daß Sie bei uns wären, ich wollte Ihnen dann recht viel erzählen. Ich möchte gern in Rotterdam bei Ihnen sein, aber

---

*) Wohlerzogene Kinder in Holland, wenn sie artig und zutraulich sein wollen, nennen selbst die fremdesten Personen Tante, Ohm.

hier bin ich auch gern. Darum, und um nichts anders, möchte ich bei Ihnen sein, weil ich Sie so lieb habe. Nun, wenns erst Sommer ist, bringe ich Ihnen Küßchens. Ich muß nun aufhören, das Papier ist schon ganz voll. Gute Nacht, liebe Tante, von

Jettchen.

Zwölfter Brief.

Adelaide Ryzig an Wilhelm Leevend.

Lieber Bruder!

Jezt wirst du einmal recht mit mir zufrieden sein. Ich fange an, dich hoch genug zu achten, um dir eine Seite meines Charakters zu zeigen, die Du gar nicht kennst. Vielleicht müßte ich Dein Lottchen kennen und lieb haben,

um mich dazu entschließen zu können. „Ich bin ernsthaft und gefühlvoll." Ist das nicht ehrlich gebeichtet? Welch ein verkehrtes Geschöpf bin ich doch gewesen, daß ich mir je habe einbilden können, daß es mir recht schön stünde, das Gegentheil zu affektiren. Was dies nun betrift, so werde ich wohl mit einigen Entschuldigungen vortreten können. Ich bin sehr bange, daß man mich für ein Menschenkind hält, was sehr veränderlich ist; und ich sehe voraus, daß es mir schaden, fast unmöglich sein wird, immer ernsthaft zu bleiben, weil ich die Welt doch stets von einer lächerlichen Seite seh; und weil ich an den nichtsbedeutenden Schmerzen, worüber die Leutchen klagen, nicht viel Theil nehme. Wenn du mir aber gut sein willst, so behalte diese Geständnisse für dich allein; besonders muß Ryzig nichts davon erfahren, er möchte sich sonst einbilden, daß er die Früchte davon erndten müßte; denn das Sprüchwort sagt: Traurigkeit macht das Herz sanft und ich habe bei ihm die allerbittersten Tage. Daran kannst Du nicht zweifeln, da du weißt, in wessen Hände ich gefallen bin. Wir streiten immer und das giebt keine Harmonie. Aber nie war

ich auf ihn so böse, als nun. Höre nur, Du magst selbst darüber urtheilen. Ryzig ist einige Tage etwas unpäßlich gewesen und ich Närrin habe es ihm viel zu deutlich merken lassen, daß er mir gar nicht gleichgültig ist. Ich habe sogar vor seinem Bette gesessen, als sich mir die Gelegenheit darbot, in eine sehr angenehme Gesellschaft zu gehn. Hätte ichs aber nur gewußt, daß dem Uebel mit einem kleinen Brechmittel, wie das der Fall war, abgeholfen werden konnte, ich hätte mich zurückhaltender gegen ihn genommen.

Er hat so wenig auf meine weibliche Weichherzigkeit gerechnet, daß er mit vielen Lobeserhebungen davon spricht. Wahrhaftig, Liebe, sagte er zu mir, es wäre schade gewesen, wenn ich dich nicht geheirathet hätte, du hast viel zu viel Gutes an dir, um nicht verbessert zu werden. Ein „wart, ich will dich verbessern" und eine spöttelnde Mine war meine Antwort.

Unsere liebe Renard werden wir bald verlieren. Habe ich Dir das nicht schon geschrieben? Es fängt an, mir verteufelt unangenehm zu

sein, daß sie weggeht. Indeß das wird sich wohl legen. Unsere Tante Martha ist und bleibt dieselbe ehrliche und gutherzige Frau, die noch immer in ihrer schweren Haushaltung sich herumtummelt und selten sich eine Freistunde erlaubt. Onkel spaziert noch in allen Jahrszeiten und bei dem tollsten Wetter mit seiner schwarzen Sammtjacke und den Ueberrock darüber gezogen, umher. Von Seemannsruhe geht's nach der Post, um die Texelsche Liste zu sehn und dann seine Portion aus der Arche Noah zu holen; dann lavirt er südwärts nach mir hin, oder salutirt unterwegs Eduard, läuft alsdann nordöstlich zum leidischen Thore hinaus, um von seinem Kreuzzuge in den Straßen und schmalen Wegen von Amsterdam auszuruhn. Unser Gerrit ist in meine königliche Ungnade gefallen und ich glaube nicht, daß er je wieder herauskömmt. Er mißbraucht Mutters große Neigung zum Frieden und zur Ruhe dermaßen, daß er sie, das fürchte ich, beredet hat, dir einen unfreundlichen Brief zu schreiben; aber dies ist nicht alles! Wegen Lottchen habe ich mich derb mit ihm herumgebissen. Domine Heftig ist jezt das Orakel und der, so scheint es, ist so sehr auf deinen

Professor ergrimmt, daß er beschlossen hat, an Dir seinen Zorn auszulassen. Das ärgste bei der Sache ist, daß er sich so stellt, als ob er seiner Pflicht gemäß handelt.

Wenn Du es wagen darfst, um Lottchen anzuhalten und wäre es auch aus gewissenhaften Ursachen, dann wird von Oldenburg alles anwenden, was in seinen Kräften steht, um das zu verhindern. Er kennt die schwache Seite der Mutter. Diese wird er anfallen. Allein er ist listig genug, um fürs erste mehr auf deine Ungläubigkeit, von der er jedoch, Gott weiß es, wenig versteht, als auf deine Liebe zu Lottchen loszuziehn. Einige Redensarten, deren er sich in Bezug auf sie bediente, waren so bösartig, daß ich ihm die Antwort nicht schuldig geblieben bin. Nun erst bin im Stande, dir über dein Lottchen etwas zu schreiben. Du brauchst mir nicht zu sagen, daß ich nichts glauben müßte, was ihrer Ehre nachtheilig wäre. Ich bin recht böse darüber. Nachtheilig von ihr zu denken, würde mir, da ich sie gesehn habe, unmöglich sein und besonders wenn ich das lese, was du von ihr schreibst. Aber was sollte ihr denn keine

Ehre machen? daß sie nicht unempfindlich für dich ist?

Du kannst es dir kaum denken, wie sehr mich deine Schilderung des liebenswürdigen, werthen Mädchens rührt. Wahrhaftig, Wilhelm, ich hoffe, daß du viel zu viel fürchtest. Die Aerzte sind so wenig infallibel als alle andern Menschen. Sollte sie wirklich die Auszehrung haben? Vielleicht ein kleiner Husten, ein kleines Fieber und das ist alles. Aber du beschreibst ihre Krankheit so umständlich! Ich bekenne dir, daß ich während des Lesens mich der Thränen nicht enthalten konnte. Was muß dein gefühlvolles Herz leiden, da du täglich bei ihr bist und sie, leugne es nur nicht, so herzlich lieb haben mußt! Unglückliche flößen edlen Menschen stets ein Interesse ein; aber ein Lottchen Moulin leiden zu sehn, das erschüttert mich zu sehr. Immer fallen mir aus der schönen Cantate, die du einst sangst, die Zeilen wieder ein.

Wachse, Röschen, wachse und sieh fein,
Beschützt gegen kalte Gewitterstürme,
Bis zu deines Lebens Wintertag;
Werde dann in einen bessern Garten verpflanzt.

Die Natur deiner Neigung untersuche ich nicht. Verlaß das gute Kind nicht. Gieb ihr Ruh und Trost, steh ihr bei mit deiner Hülfe, von dir nimmt sie gern an. Von den Beschuldigungen der Welt, deine schlechten Grundsätze betreffend, die man dir andichtet und nachsagt, glaube ich keine Sylbe; aber ich glaube doch, daß du auf die Seite der besten Religion treten mußt, wenn du siehst, welche Stärke und Duldungskraft sie einer jungen Leidenden giebt. So froh in die Ewigkeit hinausschaun zu können, ohne daß sich die mindeste Scheinheiligkeit einmischt! Sich so ganz dem Willen des Schöpfers zu unterwerfen! Das ist etwas ganz anders, als sich mit fruchtlosen Betrachtungen übernatürlicher Lehrsätze zu beschäftigen. . . Melde mir doch, wie alles steht. Sei versichert, daß ich bin

Deine

Dich liebende Schwester

Adelaide Ryzig, geb. Leevend.

Dreizehnter Brief.

Wilhelm Leevend an Amalie Belcour.

Theure Mamsell!

Meine eigene Unpäßlichkeit hat sich, seit Sie bei uns waren, keineswegs vermindert. Nein, mein starker Körperbau ist nicht abgehärtet gegen solche innerliche Empfindungen, die das Mitleid erzeugt und gegen eine schmerzhafte Wehmuth. Nie hatte ich eine Vorstellung von solch einer Trauer. Mein Herz bebt in meiner beklemmten Brust. Ach! mein Lottchen, die Meine durch die reinsten Bande der Freundschaft! Lange wird sie nicht mehr bei uns verweilen. So krank

habe ich sie noch nie gesehn. Der Arzt sagt wohl, daß dies Zufälle sind, die sich wieder verlieren; und daß sie immer noch einige Monate leben kann. Er hofft also nicht mehr auf ihre Genesung. Ach! welch eine schreckliche Aussicht! Oft liegt sie in einem steten Schlummer. Indem ich dies schreibe (sie fragt mich nie, was ich schreibe) sehe ich, daß sie in ihrem Lehnstuhl eingeschlafen ist. Roulin sitzt am Kamin, ganz in Gedanken vertieft; sein Blick reicht in eine weite Ferne, er sieht immer aufwärts und doch bin ich versichert, daß er nichts deutlich und mit Bewußtsein unterscheidet.

Lottchen sitzt am hintersten Fenster vor dem Blumengarten, in dem nur noch einige trauernde Sträucher prangen. In der einen Hand hat sie ein weißes Schnupftuch; ihre andere Hand ruht halbgeöffnet auf ihrem Schooß. Ich betrachtete sie einmal mit zunehmender Aufmerksamkeit. Welch ein reizendes Geschöpf ist sie! Ach! wie unschuldig, liebenswürdig, rührend und wehrlos! Ihr schönes, braunes Haar fällt, einem sanften Bogen gleich, über die rechte Seite ihrer Stirn. Ihre etwas geöffneten

Lippen zeigen versteckt eine Reihe elfenbeinerner Zähne, die von ihrem glänzenden Weiß noch nichts verloren haben. Der Schlaf hat ihre Wangen röther gefärbt, als sie von Natur sind. Das weiße Umschlagetuch verbirgt das edle, feine, erhabene zarte ihrer Figur nicht ganz. Der eine Fuß ist ein wenig hervorgestreckt, sie hat eine bequeme, rückwärtshingelehnte Stellung angenommen. Könnte ichs doch über mich erhalten, sie so abzuzeichnen . . Zweimal schon habe ichs angefangen, allein es wurde mir vor den Augen trübe und meine Thränen benäßten das Papier. Es war mir, als ob jemand leise zu mir sagte: eile, Leevend, mit deiner Arbeit, denn sie wird nur noch kurze Zeit bei dir sein! . . . Ach! ich fühle mich dann so beklommen und kann auf meiner Stelle nicht aushalten. Ich springe auf, sinke neben ihrem Stuhl auf die Knie, schlage meinen Arm, meiner selbst unbewußt, um sie, drücke sie mit der Angst eines Menschen, der sie bewahren, beschützen, vertheidigen will, an meine Brust. Dann sehe ich sie mit einer so ernsten, zärtlichen Betrübniß an, daß sie mich, um mich zu beruhigen, anreden muß. Aber überlege ich, daß sie durch

mich in diesen Zustand versetzt worden ist. . . Erinnere ich mich, wie gesund, wie glücklich, wie ruhig sie war, als ich sie kennen lernte, o! dann möchte ich gegen mich selbst wüthen. Ich weiß, daß das unrecht ist, aber bin ich in der Gemüthserschütterung der kalten Ueberlegung fähig? Nur traurig kann ich sein. Und was ist dies alles, bei der das Herz zerreissenden Vorstellung, daß ich sie werde entbehren müssen, daß ich dann noch auf dieser Erde bin, wenn sie sie verlassen hat! . . . Sie, die Erde verlassen hat! Ach! meine Freundin, ist diese Vorstellung zu ertragen? Ruhig will ich mich niedersetzen. Alles um mich ist gelassen, todtenstill. . .

Sie erwachte und fühlte sich sehr beklommen. Ich schlafe jezt wenig. Vor Müdigkeit waren meine Augen nie wenig zugefallen. Was ist's! rief ich aus und sprang hurtig auf.

Lottchen. Mir ist so beklommen. Schliefen sie denn, lieber Freund? Gewiß habe ich sie gestöhrt, das thut mir sehr leid; aber es wird bald aufhören. . . (Sie seufzte tief.)

Ich. Nehmen sie doch einmal von ihrer Medizin. Ach! wenn sie mich nicht hassen, reden sie nicht wieder. . . . Sie? mich stöhren? Wie können sie mich so betrüben. . . Möchte es der Himmel wollen, daß sie noch viele Jahre bei uns blieben! — (Sie lächelte.)

Lottchen. Was würde mir das nutzen? Wer gesund ist, noch kein hohes Alter erreicht hat, von vielen angenehmen Aussichten umschwebt wird, dem ist es wohl zu verzeihn, wenn er auf die Ankunft des Todes nicht gefaßt ist und er uns nicht willkommen ist. Was kann mich noch an die Erde fesseln, wenn es der Gottheit gefällt, mich in ein anderes Land zu verpflanzen?

Ich. Wenn es aber in ihrer Wahl stände, dies Leben bald zu verlassen, oder noch einige Jahre bei uns zu bleiben, was würden sie wählen? (Roulin war bei diesem Gespräch nicht zugegen.)

Lottchen. Diese Frage muß ich bedingungsweise beantworten. Ja, es war für mich eine

gewisse Lebensperiode, wo ich wünschte, nicht zu sterben. Damals gab es so etwas, was mich an die Erde fesselte. . . (Sie schlug die Augen nieder.) Ueber das Etwas darf ich mich nicht weiter erklären, es ist schon hinreichend, um. . . Doch seit ich sah. . . Ich kann nicht weiter reden. . . Wissen sie also, daß ichs nun, da ich mich so entkräftet fühle und die Krankheitsempfindung mich gar nicht verläßt, daß ichs aufrichtig wünsche, kein Jahr mehr zu leben. Auch nicht, wenn ich meine Gesundheit wieder erhielte, auch dann nicht. . . Aber, ich kann mit ihnen nicht darüber reden. . .

Ich. Mit mir nicht? Lottchen!

Lottchen. Nein, nicht mit ihnen, mein Wilhelm. Lassen sie sich das nicht betrüben. Sie sind mein bester Freund. Ich nehme solch einen Antheil an ihnen, daß ich mir in der Phantasie oft die Vorstellung mache: wenn ich die Erde auch verlassen habe, dann wird mir ein höheres Wesen den erwünschten Posten anvertraun, ihre Schritte zu bewachen. Wie wird mich dann jeder ihrer Fehltritte auf dem

Pfade der Tugend schmerzen! Wie wird mich jede gute That, die sie ausüben, erfreun! Wie werde ich flehn, daß es ihnen hienieden recht wohl gehn mag, wenn dies ihrer höhern Bestimmung nicht nachtheilig ist. Ach! wenn sie zu uns hinüberkommen, wie willkommen werden sie uns dann nicht sein! (Die Aeusserungen einer so großen Liebe, Tugend, die der Mund eines Mädchens aussprach, das so aufgeklärt über die Religion denkt, machten mich auf Augenblicke verstummen. Endlich erwiederte ich:)

Ich. Ach! möchten sie noch lange Zeuge meiner aufrichtigen Bemühungen hier auf Erden sein, als ein ehrlicher Mann zu leben. Möchte ich durch ihren Beifall noch lange angefeu'rt werden. . . Wie groß, wie unersätzlich wird mein Verlust sein! Lottchen, verzeihn sie mir diese Schwachheit, mein Herz erhält durch sie mancherlei Eindrücke. . . Sie geben ihm eine gewisse Richtung, flößen ihm Meinungen ein, die es ohne sie nicht kannte.

Lottchen. Zeit und Umstände lehren den aufmerksamen Beobachter seines Thuns, wer er

ist und was er vermag: so lange wie wir nur noch überlegen, bleibt alles unbestimmt: aber dann kennen wir uns selbst noch nicht. Alles, was wir wissen können, ist: ob wir edel denken, ob wir aus sichern Wahrheiten richtige Folgerungen ableiten. Doch wenn sich unser Glaube durch unsere Werke sichtbar darstellen soll, dann können wir's mit fester Gewißheit bestimmen, wie weit wir auf dem Wege sittlicher Vollkommenheit vorgedrungen sind. Wenn wir nur aufmerken, aus welcher Quelle unsere Thaten fließen.

Ich. Dagegen kann ich nichts einwenden. Nur zu oft ist es wahr, daß wir, wenn wir uns prüfen, zu leicht befunden werden.

Lottchen. Bei gewissenhaften Menschen, die sich selbst kennen zu lernen streben, ist dies ganz der Fall. Wer von uns würde wohl sagen dürfen: ich bin nach meinem Urtheile rein. Aber ist dies nicht schon ein redender Beweis, daß wir mit Ehrerbietung für unsern Schöpfer erfüllt sind? Daß in unserm Herzen dankbare Liebe für unsern wohlthuenden, himmlischen Vater schlägt? Was giebt uns diese Aufmerk-

Landesbibliothek Oldenburg

samkeit uns auf dem rechten Wege zu halten, als eine ehrerbietige, dankbare Liebe für den, der unserer ungetheilten Liebe würdig ist?

Ich. Wie peinigend ist es, daß wir unsern besten Beschlüssen oft so wenig getreu bleiben! daß wir auf dem Wege, der uns zum Heil leiten würde, so oft stille stehn, wenn wir andere sehn, die uns voreilen, wenn wir überzeugt sind, daß wir. . . Doch, wie ist ihnen?

Lottchen. Seit ich geschlafen habe, befinde ich mich viel besser, als seit einigen Tagen. In dem Austausch meiner Verstellungen mit den ihren, liegt für mich ein so eigenthümlicher Reiz, daß ich die freiern Augenblicke dazu benutzen will. Sobald ich müde werde, will ich schweigen und alsdann fragen sie mich nichts weiter. Aengstigen sie sich nur nicht. Hier, sie hielt ihre Hand ein wenig unter ihre linke Brust, hier drückt mich zuweilen etwas und zwar so angreifend, daß ich nicht weiter reden kann. Ich sprach einmal fort, aber ich mußte auch dafür büßen. Sein sie also so lange still, bis ich wieder weiter reden kann. (Seitwärts setzte ich

mich neben sie und drückte ihre Hand in die meine.)

Ich. Wie gütig sind sie gegen mich! Wie gern will ich ihren Wünschen zuvorkommen. . . (Sie verlangte, von der Mixtur zu nehmen.)

Lottchen. Sie, mein Wilhelm, erhielten von der Natur herrliche Talente. Sie besitzen ausgebreitete Charakteranlagen. Mit Leidenschaft verlangen sie alles, was gut ist, oder, so scheints. Aber, sie werden nicht immer so abgesondert leben, nicht immer im Stillen ein so aufmerksames Auge auf ihre Pflichten haben können. Sie treten in andere Verhältnisse. Verschiedene Gefahren warten auf sie. Sie werden wohl einmal gewürdigt werden, zu streiten; jezt, mit ihren geliebtesten Leidenschaften und später gegen ihre werthesten Vorurtheile. Einst wird ihre schwache Seite berennt und überwunden werden. Dies werden sie mit den meisten jungen Leuten gemein haben. Sein sie dann auf ihrer Hut. Werden sie nicht muthlos, nicht verdrüßlich, wenn sie sehn, daß sie ihr vorge-

Landesbibliothek Oldenburg

steckes Ziel noch nicht erreicht haben. (Sie machte eine Pause.) Schließen sie auch nicht daraus, daß diese Vollkommenheit nicht zu erlangen ist, daß sie sie nie erlangen würden, daß es also sehr thöricht ist, Aufopferungen zu machen und dennoch dem Kampfe zu unterliegen. Machen sie mit den Feinden ihrer Moralität nie Frieden. Bedenken sie, daß man kämpfen und überwinden lernt; daß man nach vielen tausend Schritten das Ziel der Laufbahn erreicht, daß sie vielleicht die Grenzen ihrer Vollkommenheit viel zu weit hinausgesteckt haben; daß unsere Kräfte mit der Uebung zunehmen, wenn wir sie anders nicht überspannen. Legen sie nicht eine kräftige Hand an ihre sittliche Ausbildung, dann werden sie matt, unlustig, schwermüthig werden, stille stehn, vielleicht gar zurückgehn.

Ich. Was sie, meine Wertheste da sagen, habe ich, wie wohl nur dunkel, bereits erfahren. Ich dachte wohl einmal, (Mein Herz hat keine Ruh, wenn ichs versuchen wollte, ihnen etwas zu verbergen) ich dachte: sind nicht die am besten daran, die ihren, von der Natur, erhaltenen Leidenschaften ungehindert folgen?

Landesbibliothek Oldenburg

Was gewinne ich über sie? Sie peinigen mich nur und darinn erhielt ich sie nicht. Jedoch das innere Bewußtsein, daß ich einer Lust entsagen mußte, würkte bei mir stets mächtig genug, so daß ich bis jezt Stand hielt, auch wenn die Versuchung mächtig auf mich würkte. Darf ich über mein Bekenntniß nicht erröthen, oder vielmehr darüber, daß ichs zu bekennen habe?

Lottchen. Aber wenn sie in ruhigen Augenblicken erwogen, wie sie sich betrogen hatten, wie betrachteten sie sich dann selbst?

Ich. Mit einer gewissen Billigung, die mich zweifelhaft machte, ob die vollkommenste Nachgiebigkeit gegen eine meiner geliebtesten Leidenschaften, mich wohl so glücklich würde machen können. Die Mühe, die mir die Ueberwindung gekostet hatte, machte mich dann selbst vergnügt.

Lottchen. Jeder Mensch, der aufmerksam auf sich selbst ist, wird überzeugt, daß sein Herz eine schwache Seite hat: dies heischt seine ganze Aufmerksamkeit. Es bedarf dann oft nur

eines Umstandes, der ihn der größten Gefahr blosstellt und dieser Umstand hängt selten von seiner Willkühr ab. Wir sind daher auch verpflichtet, duldsam und nachgebend gegen einander zu sein, mit der größten Schonung zu urtheilen, die durch die Kenntniß, die wir von dem Charakter haben, gewirkt wird. Vollkommen können wir ihn so wenig kennen, wie den unsern, weil wir ihn nie in allen möglichen Fällen thätig sehn können. Die schwache Seite des Herzens ist vielleicht nie angefochten, vielleicht ist sie nur bestritten worden. Der Mensch erliegt, der in vielen andern Rücksichten sich ausgezeichnet betragen haben würde.

Ich. Dies alles begreife ich sehr wohl. Aber, wie sollen wir uns am besten betragen?

Lottchen. Ich will ihnen meine Gedanken über diesen Gegenstand mittheilen, prüfen sie, ob sie gegründet sind. Hüten sie sich, das Ideal menschlicher Vollkommenheit und Tugend so abzubilden, daß es nie erreicht werden kann. Vergessen sie nie, daß Tugend Kampf ist und daß wir für unsere natürlichen Leidenschaften nur

Landesbibliothek Oldenburg

bis dahin verantwortlich sind, als wir es zulassen, daß sie uns von unsern Naturpflichten, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, ableiten.

Ich. Es ist wahr, jedes Lebensalter hat seine eigenthümlichen Neigungen: aber ist es nicht allen Temperamenten verstattet, wenn es uns nur ein wahrer Ernst ist, in allen Tugenden dieselben glücklichen Fortschritte zu machen?

Lottchen. Das glaube ich nicht; und ich halte dafür, daß die Erfahrung dies sehr deutlich beweißt. Ich brauche dies nicht näher zu erklären und berufe mich auf ihre eigene Beobachtung. Sie haben einen gewissen Starrsinn, wollen sie nun ein Held sein, sehn sie hier alsdann ihre Arbeit. Sie werden deshalb nicht verhindert werden, sittliche Zwecke zu errreichen, aber aufmerksam müssen sie stets auf sich sein, wenn sie alles thun wollen, was sie ausrichten können.

Ich. Wie gut kennen sie mich! Neigung zum Starrsinn, ich bekenne es, sie hängt mir an,

aber weiter habe ich mir auch nichts vorzuwerfen.

Lottchen. Gehn sie nur zu keinem andern Extrem über, wogegen sie nicht so gesichert sind, als sie sichs einbilden. Fodern sie, als Beweis ihrer tugendhaften Gesinnungen auch nicht zu viel, fodern sie es besonders nicht zu früh. Durch die überspannte Anstrengung ihrer sittlichen Kräfte, werden sie vielleicht eine große That verrichten können; aber eine That bildet unsern Charakter noch nicht. Auch, wenn sie auf die That zurücksehn, werden sie muthlos werden, weil sie sie nicht wiederholt verrichten können. Bedenken sie also, daß es einen feurigen Charakter weit leichter wird, eine glänzende Handlung auf die ausgezeichnetste Art auszuüben, als immer auf Schwachheiten aufmerksam zu sein, die weniger in die Augen fallen. (Hier schwieg sie wieder, eine geraume Zeit, schloß ihre Augen und senkte ihren Kopf auf meine Schultern.)

Ich. Sind sie nicht zu sehr erschöpft? Nie machte ein Gespräch einen so tiefen Eindruck auf

mich und doch. . . (Sie drückte den Kopf sanft gegen meinen Arm und nachdem sie sich etwas; erholt hatte, sprach sie mit einer Anmuth weiter, die nur ihr eigen ist:)

Lottchen. Ich wollte mich, mein lieber Wilhelm, so gern dieser freien Augenblicke bedienen. Sie kommen so selten. Ich weiß, daß ich ihnen jezt sehr nützlich sein kann und das muß mir Freude machen. Geben sie wohl Achtung, daß sie sich weder durch sich selbst, noch von andern, irgend etwas als eine Pflicht aufbürden lassen, die die heilige, für den Menschen vollkommen passende Sittenlehre unserer Religion, nicht als solche von ihnen fodert. Thun sie nur, was diese Sittenlehre gebietet und sind sie von ihrer Aufrichtigkeit, worüber niemand als Gott und sie selbst urtheilen kann, überzeugt, dann werden sie sich von alle dem nichts vorwerfen dürfen, was in unserer so beschränkten, menschlichen Natur gegründet ist.

Ich. Pope sagt: was in unserer Natur gegründet ist, läßt sich aus derselben nicht verbannen.

Landesbibliothek Oldenburg

Lottchen. So ist es auch; und es läßt sich eine gute Erklärung davon geben. Wir alle stehn mit Personen und Sachen in Verbindung. . . Wir erhalten alle unsere Vorstellungen von den Sinnen. Wir müssen, um manchen Verbindungen wohl zu entsprechen, davon ein gewisses, mit Lust verbundenes Gefühl ketten, die im Stande ist, die kalten Beschlüsse der Vernunft gehörig zu unterstützen.

Ich. Hängt es nun wohl von mir ab, wenn mich der Durst plagt und ich mich einer hellen, kühlen Quelle erinnere, mir nicht alle die Annehmlichkeiten vorzustellen, die in dem Augenblicke ihr Wasser für mich haben würde?

Lottchen. Unmöglich. . . Aber es steht doch stets bei ihnen, zu bedenken, daß, in den Umständen, in denen sie sich befinden, ein Trunk für sie tödlich sein kann. Sie können überlegen und schon das Nachdenken kühlt unsere feurigsten Wünsche etwas ab. Von dieser Seite greift der Unglaube junge Menschen jetzt wohl am meisten an. Es ist nicht nothwendig, daß ein durstiger Mensch kaltes Wasser trinke.

Dies müssen sie für immer in ihrem Gedächtnisse behalten. Unsere Moralität und das mit derselben verbundene Glück, wird hier auf Erden durch das Bezähmen unserer geliebtesten Neigungen befördert. Vielleicht unterliegen unsere Leibeskräfte, vielleicht welken wir in der Blüthe unserer Jahre dahin, was schadet dies? Gott, der unsere Bemühungen sieht, wird uns die Ueberwindung erlassen. Dann zeigt sichs, daß wir für die Ewigkeit bereit sind, wo wir eine erhabenere Stelle einnehmen werden. Davon rede ich mit ihnen bei einer andern Gelegenheit. Ich habe über dies Kapitel meine eigenen Begriffe, die ich ihnen am liebsten mittheilen möchte. Wenn sie einmal schwache Augenblicke haben werden; wenn ihr Hang zu sinnlichen, unerlaubten Vergnügen zu stark wird, denken sie dann nur an ihre sterbende Freundin. Stellen sie sie sich dann in einem Stande vor, der herrlicher und erhabener sein wird, als wir es uns einbilden können. Dort, (sie schlug ihren Arm um meinen Nacken,) dort, o! Freund meines Herzens, Liebling meiner Seele, werde ich sie einst wieder sehn und keine einzige Neigung dieses Herzens wird unbefriedigt bleiben. (Sie

schwieg, ihr liebenswürdiges Gesicht ruhte auf meiner Stirn. So saß sie einige Minuten, legte sich aber dann, höchst ermüdet, in ihren Armstuhl.)

Meine Seele überfiel die bitterste Wehmuth. Ich sprach kein Wort. Mein Herz war zu tief verwundet. Der oberflächliche Menschenbeobachter hätte dies vielleicht für Fühllosigkeit gehalten; die stärksten Schmerzen scheinen eine ähnliche Wirkung hervorzubringen; aber der, dem die Betrübniß die Quelle der Thränen austrocknet, leidet gewiß am meisten.

Ich weiß, wertheste Belcour, daß Sie ganz anders als Lottchen gestimmt sind, allein finden Sie in dem ganzen Gespräch auch nur etwas, das den Schein der Heuchelei hätte? Spricht nicht alles von geläuterter Liebe, von Eifer für mein wahres Wohl, von einer erhabenen, anhaltenden Aufmerksamkeit der Seele!

Lottchen sprach den ganzen Abend nichts mehr. Roulin saß ihr zur Seite, auf seiner Mine lag eine unnennbare Traurigkeit. Sie

hielt seine Hand und streichelte einigemal seine Wange; küßte sie. Ihre ganze Seele war Ernst, Dankbarkeit, Mitleiden.

* * *

Eben habe ich sie wieder in ihr Zimmer getragen, dies ist leider nur zu oft der Fall. Des Abends ist sie so ermüdet, so abgespannt. Klärchen geht dann mit dem Lichte voraus. Roulin folgt und das andere Mädchen ist schon im Zimmer, um das Nöthige bereit zu halten. Ungern setze ich meine liebe Last nieder; aber ich fühle eine Ohnmacht, die es mir fast unmöglich macht, sie lange zu halten. Meine Knie zittern unter mir. Lottchen merkt es. Als ich sie heute Abend in ihrem Zimmer niederließ, sagte sie: ihre Bemühungen, hoffe ich, werden nicht lange mehr nöthig sein. Die beiden Mädchen fingen an zu weinen, sie wußten gar nicht, was sie thun sollten, um der Kranken ihre unverstellte Zuneigung zu beweisen. „Ach! sagte die eine, Herr Leevend trägt sie ja so

gern! Wird es ihnen auch beschwerlich, Herr Leevend? „Ich konnte keine Antwort auf die Frage geben. Entweder werde ich krank, oder die Stärke meiner Natur muß alles wieder in Ordnung bringen. Wenn ich so krank werden sollte, daß ich's Lottchen nicht mehr verbergen kann, wie sehr wird es sie dann betrüben! Stets

Ihr

Freund W. Leevend.

Vierzehnter Brief.

Christine Helder an Jacobe Veldenaar.

Meine sehr Liebe!

Als ich das letztemal an Sie schrieb, war ich zu traurig, um Ihnen den Brief von der

Renard zu senden, oder eigentlich war ich misvergnügt. Sie waren nicht mit mir zufrieden, was bedarf es mehr, um mich zu verstimmen? Hier erhalten Sie den Brief und das Gedicht von Leevend. Ich hätte nicht gedacht, daß ein Mädchen, das so verwahrloßt ist, das sich erst seit einigen Monden alle Mühe giebt, sich selbst zu erziehn, einen so guten Brief schreiben könnte. Sie muß fürtrefliche Talente und diese in kurzer Zeit entwickelt haben. Es herrscht in dem lieben Brief ein gewisser Ton der Empfindsamkeit, der mich rührt. Wie glücklich wird sie mit einem Manne werden, der ohne die mindeste Reue zu empfinden, auf seine frühste Lebenszeit zurückblicken kann! Wir werden die junge Frau bei ihrer Ankunft hier beherbergen und empfangen. Die Ehre der Erfindung dieses Plans kömmt mir allein zu.

Nun, da Sie wieder mit mir zufrieden sind, bin ich ganz beruhigt. Es ist wahr, eine Freundin, wie Sie sind, sieht weit schärfer als die, welche beobachtet wird. Renting ist meiner höchsten Achtung werth. Für jezt wollen wir über Wilhelm und Lottchen weiter nicht ur-

Landesbibliothek Oldenburg

theilen. Da mir die Zeit fehlt, endige ich meinen Brief. Küssen Sie das liebe Jettchen, für ihre freundlichen Zeilen und sein Sie versichert, daß Sie die auserlesenste Freundin sind

Ihrer

C. Helder.

Funfzehnter Brief.

Jacobine Veldenaar an Christine Helder.

Liebe Freundin!

Wie liebe ich bereits diese fürtrefliche Renard! Ja, der Brief ist ihr aus dem Herzen geschrieben! Wie sehr freue ich mich über die Verfasserin desselben! Es keimt unter uns ein

gewisses Gelichter empor, das immer geistreich sein will. Wenn dies als ein Monopol der Dichter verbliebe, man würde sichs gefallen lassen. Was haben wir, wenn wir's just nicht wollen, mit ihnen zu thun? Eine gewisse Geistesüberspannung, die, wie ich glaube, überdies nicht von der ächten Sorte ist, mischt sich jezt in alles. Es steigt diese Geistesübertreibung sogar mit auf die Kanzel und ob sie da mehr hinpaßt, wie in eine Elegie, könnte man wohl bezweifeln. Der College meines Vaters, der ehrsame P. . . hält seit einigen Monden die geistreichsten Predigten, die man nur hören kann. Er zerspaltet die Ideen in so viele subtile Theilchen und der Mann verdankt seinen Zulauf diesem Kunststückchen. So erhielten wir einst eine Todesanzeige, von dem Hinsterben der Frau des Verfassers, die so anfing: „das irdische Metall hatte kaum den zwölften Ton angeschlagen, als meine geliebte Frau gestern Mitternacht u. s. w. Ich finde in der Nachricht selbst nichts, was zum Lachen reizte; und doch braucht man keine junge Madam Ryzig zu sein, um solch einen Brief mit aushaltendem Ernste lesen zu können. Aber es ist ein so närrischer

Kontrast, wenn jemand, der betrübt ist, es uns auf eine geistreiche Art sagen will, daß sich der gesunde Menschenverstand dagegen empört. Was hat das Genie mit einem niedergebeugten Herzen zu thun! Lehrt es nicht die Erfahrung, daß Leute, die einen vorzüglichen Geistesschatz besitzen, sich dessen sparsam bedienen? Daß sie nie von ihm Gebrauch machen, wenn sie die Feder ergreifen, um uns die Gefühle ihres Herzens zu schildern? Der, der künstlich, mit Geist und Anmuth von seiner Liebe spricht, kann ein geistreicher Mann sein, aber er fühlt das sicher nicht, was er so artig ausdrückt. Als ein geistreiches Stückchen kann mir ein solcher Brief wohl gefallen, aber er spricht im geringsten nicht zu meinem Herzen: dies ist sogar unmöglich. Ich habe meinen Vater öfter zu Heinrichen sagen hören, wie richtig spricht Horaz:

Willst du, daß ich weinen soll, dann weine du selbst.

Finden Sie mich nicht sehr heiter, meine Liebe? Ich bin es auch. Der Grund meines Frohsinns ist: ich erhielt Briefe von Sytsama;

mit der Gesundheit meiner guten Mutter stehts so leidlich. Diese Briefe sind nicht zu geistreich.

Ich verfolge mein Thema weiter. Welches Mädchen, das nicht ganz verrückt ist, kann einen Brief in seladonischem Styl der Mamsell Scudery lesen? Was soll man von der Scheere denken, die sich öffnet, um geistreiche Predigten oder sententiöse Trauerspiele zu hören? Wenn dieses Vernunftfieber nur keine Volkskrankheit wird, dann ist noch alles gut! Einer unserer alten Dichter sagt, oder, und das ist um so schöner, läßt einen Fürsten zu seinen Schönen sagen:

> Ich ließe meinen Scepter entschlüpfen, wenn ich mit meinem Munde auf dem Ufer ihrer Lippen mit einem Kusse stranden könnte.

Und:

> Die Thränen, die sie weinen, will ich mit Gold durchbohren und sie wie Perlen zur Schau in meine Ohren hängen.

Kann man sich wohl etwas tolleres denken? Und das war damals recht schön. Sollte man

nicht annehmen können, daß der gesunde Menschenverstand in dem Grade abnehmen muß, als die rasende Sucht, geistreich zu sein, die Ueberhand erhält? Ich glaube, daß das wahre Talent, Meisterstücke, z. B. fürs Theater zu liefern, ganz verloren geht, wenn solche Meisterstücke weiter nichts als glänzende Gedanken und artige Ausdrücke enthalten. Es ist keine Kleinigkeit, Charaktere, die richtig gehalten sind, zu schildern. Der, dem dieses glücken soll, muß Genie, einen durchdringenden Verstand, Welt- und Menschenkenntniß besitzen. Es muß ihm die Gabe, zu beobachten, nicht fehlen, die ihn in den Stand setzt, durch die Augen ins Herz zu sehn und da die Motive von Handlungen, die wir wahrnehmen, zu entdecken.

Welch ein abscheulich gelehrtes Ansehn fängt mein Brief an zu gewinnen. Sollte ihn dies wohl besser empfehlen, als wenn er von dem geistreichen Wesen glänzte?

Auf Ihre Versicherung glaube ich alles, was Sie über die Art, wie Sie über Wilhelm den-

ken, gesagt haben. Mich können Sie nicht hintergehn, wenn Sie sich nur nicht selbst betrügen. . . Ich denke sehr viel an ihn, auch jezt, da ich ihn nicht mehr in der Beziehung mit Ihnen betrachte.

Wir sehn bereits die ersten leisen Spuren, die die Ankunft des Lenzes zu verrathen anfangen. Werden Sie spät zu uns kommen? Das hoffe und wünsche ich nicht. Ueber das Gedicht rede ich ein andermal. Stets

Ihre

J. Veldenaar.

Sechzehnter Brief.

Adelaide Ryzig an Hedwig Renard.

Jungfer Braut!

Ich will Ihnen nun doch auch zeigen, daß ichs versteh, wie man schreiben muß, wenn man die Ehre hat, an eine Braut zu schreiben. Was nun weiter? Ich weiß es nicht. Ich habe Dir ja wohl viel Heil und Seegen gewünscht? In meinem Herzen wenigstens. Mutter hat ganz recht, wenn sie sagt, daß du viel besser aussiehst, als ich. Nun, wenn sich die gute Frau darüber nicht schämt, brauche ich mich gar nicht zu schämen. _Wilhelm ist wirklich weit bes=

ser ausgefallen, allein alle Gebäcke und Gebräue gerathen nicht immer gleich gut. Ohne schön zu sein, habe ich in der Welt unserer Kleinmeister doch Verwüstungen genug angerichtet. Was mir Ryzig auch verargt, nie verargt er's mir, daß ich ein so mittelmäßiges Ansehn habe. Ryzig sage ich und nicht mein Mann. Mit ihm kann ich kein Land umsegeln. Wenn du mir wieder unrecht giebst, dann werde ich weit zorniger auf Dich sein, als auf deinen großen Freund Ryzig; das ist viel gesagt. Er kam so sehr gut gelaunt nach Hause, daß ich mir einen recht vergnügten Tag versprach. Doch es wird dies alles ein Mischmasch. Ich werde Dir das Ganze gelassen erzählen. Er kam ehegestern so vergnügt mit mir aus Deiner Gesellschaft, daß ich mir einen herrlichen folgenden Tag versprach. Er sagte immer: „liebes Kind, Weibchen und ich ließ (Du weißt's, ich bin mit einem guten Worte zu leiten) Fünfe grade sein. Ich war blos mit meinem Mann zufrieden und glaubte, ich könnte wohl mit ihm auf eine Bauerkirchmeß kommen. Ja, so manchen Franzosen! . . . Aber ich merke wohl, ich muß weiter ausholen. Wisse dann, daß Ryzig einen Freund im Haag

Landesbibliothek Oldenburg

hat, einen gewissen Herrn Goebemann, daß dieser vor einigen Tagen durch Amsterdam passirte, seine Frau, ein Kind, eine Amme bei sich hatte und uns eine sehr ceremonielle Visite machte. In ganz Amsterdam ist nur eine einzige so elegante Equipage, wie er hatte. Weiße Liverci mit Silber besetzt: o! so schön! Madam und ich waren sogleich Freunde. Unsere Freundschaft fing an, wie bei den meisten Damen, mit einer Eröffnung über gewisse Dinge, die gewissen Frauen unter gewissen Umständen wohl vorkommen und die dir, wenn wir erst ein Jahr weiter sein werden, auch wohl eine krause Stirn verursachen können. — Kurz, die Zeit lief zu Ende, eh wir's dachten. Wir hofften, das Gespräch noch einmal zu wiederholen; aber unsere Männer hatten es so eilig, daß sie von unserm Hoffen nichts merkten. Als sie weg waren, wußte ich nicht Worte genug zu finden, um es auszudrücken, wie sehr mir Madam Goebemann gefiele. Ich habe seitdem nichts gedacht, gesprochen, geträumt, als von ihr. Madam Goebemann! Madam Goebemann! Mit einem Wort, sie war eine liebenswürdige Frau. Mein Haushahn, ja, ich will auf ihn schelten, sagte

nicht viel und ich gutes Geschöpf schloß daraus, daß er mich nicht eifersüchtig machen wollte. Du lieber Himmel, von meinem Nächsten denke ich immer das Beste! Ein Mann, der wie ein Bär brummt, ist ja doch auch mein Nächster! Ist er das nicht?

Des Morgens beim Frühstück fanden wir auf dem Tische einen Brief. Er las ihn durch und schwieg. Ist's ein Geschäftsbrief, Ryzig? fragte ich.

Er. Nein, er ist von Goedemanns. . . Da, Liebe, lies ihn nur.

Ich. Ich las ihn und sagte darauf: Ei, das ist sehr artig. Wir gehn doch gewiß? In zwei Jahren bin ich nicht in dem Haag gewesen. (Er läßt mich immer erst recht ausplappern, das that er diesmal auch.) Der Hof wird recht brillant sein! Es ist noch früh im Frühjahr. Alle Vergnügungen sind noch im Schwange. Lieber Ryzig, wenn reisen wir? Künftige Woche? Ich bin jetzt noch munter und wohl.

Landesbibliothek Oldenburg

Er. Ich hoffe, daß das kein Ernst ist, was du da sagst. Mein liebes Kind, wie kann ich daran denken, mit dir nach dem Haag zu reisen? Arbeiten, arbeiten, das ist meine Sache.

Ich. Kannst du nicht deinem Buchhalter die Direktion anvertraun? Die Mutter ist ja auch noch nicht in ihr neues Haus gezogen, die besorgt alles.

Er. Dies würde ich zum wenigsten nicht wählen.

Ich. Auch nicht, um mir die allergrößte Freude zu gewähren?

Er. Ist's denn deine größte Freude, einmal im Haag zu logiren?

Ich. Wenn dies nun der Fall wäre, ist das so unrecht?

Er. Wie man es nimmt. Ich denke, daß eine gute Frau nirgends so gern sein muß, als

in ihrem Hause, besonders wenn sie in demselben so viele Veranlassung findet, vergnügt und heiter zu sein.

Ich. So, so! Ich merke es schon. Mit der Reise wäre es also nichts. Sehr wohl! dies ist das letztemal, daß ich dir Gelegenheit gebe, mich zu quälen. Ich werde nun bald gegen alles gleichgültig werden; jedoch nicht aus Gleichgültigkeit, das kann ich dir sagen.

Er. Du wirst dich wohl noch bedenken. Ich kann nicht fort, und du willst doch nicht ohne mich reisen, um nicht. . .

Ich. Allerdings nicht ohne dich, um nicht. . . Müßte dich dies aber nicht nachgiebiger machen? Höre, weißt du was? Ich werde dich um nichts mehr bitten, dann wirst du zum wenigsten das Vergnügen entbehren müssen, mir stets alles zu versagen, was mir gefällt. (So verdrüßlich war ich nie und stieß noch eine ganze Schiffsladung Thorheiten heraus.)

Er. Wenn du mit mir nicht vernünftig re-

den willst, so gehe ich fort; sonst würde ich dir die Gründe mitgetheilt haben, warum ich dir die Bitte abschlug; allein das muß unter uns bleiben. (Er stand auf, die Neugierde regte sich in mir, ich überwand mich.)

Ich. Nun, sprich, sag an, was hast du dagegen?

Er. Du mußt dort bei ihnen logiren.

Ich. Hast du denn Freunde, denen du deine Frau nicht anvertrauen kannst? Das ist doch komisch. . .

Er. So muß es dir freilich scheinen. (Er setzte sich mir zur Seite.) Das Komische soll bald verschwinden; du sollst selbst urtheilen. Du mußt nicht glauben, daß es mir Vergnügen macht, dich zu quälen.

Ich. Du denkst wohl, daß ich das alles so glaube, wie du's sagst? . . . (Ich lachte) Nun, warum darf ich denn nicht dahin reisen? Es sind ja doch deine Freunde.

Landesbibliothek Oldenburg

Er. Weil diese meine Freunde, wie die vornehmsten Leute im Haag leben und du weißt, daß mir der vornehme Ton zu sehr mißfällt, um ihn je in meinem Hause eingeführt zu sehn. Wir Amsterdammer Kaufleute müssen uns wenigstens durch ein regelmäßiges, arbeitsames Leben, von solchen Menschen unterscheiden, die wir Straßenläufer, Müßiggänger nennen. Ich fürchte auch, daß du noch nicht ganz von deinem alten Uebel genesen bist, um dich mit Sicherheit in ein Haus von großem Ton zu bringen. Handle ich also nicht besser, daß ich dich nicht in Versuchung führe?

Ich. Ich glaube nicht, daß du deine Sache mit so guten Gründen vertheidigen könntest. Es sind aber doch deine Freunde!

Er. Herr Goedemann war mein Freund, eh er sich verheirathete. Damals lebte er so ordentlich, unordentlich nicht. Ich breche nicht mit meinen Freunden, denen ich vielleicht noch nützlich werden kann, ob ich gleich ihre Thorheiten nicht gut heiße. Madam Goedemann ist eine liebe Frau, die nur in andere Hände gefallen

sein müßte, als in die eines Mannes, der unfähig ist, ihr etwas zu verweigern, auch dann, wenn er einsieht, daß es ihr nachtheilig ist.

Ich. Nun, darüber habe ich eben nicht zu klagen. (Er lächelte.)

Er. Wenn wir bei ihnen logiren, so erfodert es die Artigkeit, daß wir sie wieder zu uns bitten, dann geräthst du wieder in den Strohm, aus dem ich dich, halb mit und halb ohne deinen Willen, gezogen habe. Einem solchen Uebel muß ich im Entstehn vorbeugen.

Ich. Eduard, ich bin giftig böse.

Er. Und warum?

Ich. Und . . . war . . . warum? Ei, weil du die Gründe immer auf deiner Seite hast.

Er. Sonst nichts? Komm her, ich will dich mit den Gründen versöhnen; dann wirst du

sehn, ob sie wohl immer auf meiner Seite stehn werden.

Ich. Sie sehn mir viel zu gesetzt aus. Ich achte sie wohl, aber ich stimme mit ihnen nicht überein, um sie zu meinen Freunden haben zu wollen.

Er. Ich fürchte, daß du noch eine alte Zuneigung für ihren alten Feind hast und daß der dir eine Menge Böses von ihnen erzählt.

Ich. Für ihren alten Feind? Wer ist das, Liebchen, sprich?

Er. Das Liebchen ist Madam la Mode . . . mit einem recht französischflatterhaften Charakter; unfähig, die Freundin einer braven holländischen Frau zu sein.

Ich. So ganz unrecht hast du nicht.

Er. Wenn unsere Freundin in Rotterdam wohnt, werden wir sie, sobald ich nur Zeit dazu habe, besuchen. Das wird dir ja auch

wohl angenehm sein? Und ihr zukünftiger Mann. . .

Ich. Ist kein Mann von Welt.

Er. Wie kannst du meine Gedanken errathen?

Ich. Du sprichst sehr verständlich.

Er. Weil ich verstanden zu werden wünsche.

Er ging aufs Comtoir. Eh er nach der Börse eilte, gab er mir einen Brief zu lesen. Es war eine artige Antwort, sehr schonend. Er sagte: daß er jezt nicht abkommen könne und daß ich, besonders jezt nicht, mich nicht entschließen werde, ohne ihn nach dem Haag zu reisen. 2c.

Verdrüßlich bin ich, daß ist gewiß, aber größtentheils nur auf mich. Es ist doch ärgerlich, daß er beim Schluß der Rechnung, jedesmal recht behält. Höflichkeitshalber müßte er doch dann und wann unrecht haben. Noch ein

Wort über die Helder. Ich wünsche Dir viel Glück, aus ganzem Herzen wünsche ich Dir Glück. Sieh, so bin ich auch wieder nicht, daß sich einem Menschen etwas mißgönnen sollte, wozu ich selbst keine Lust habe. An einer Freundin, wie Du es für mich bist, laß ich mir genügen. Von einer großen Freundschaft habe ich keine Vorstellung. Ich sehe wohl ein, daß ihr einander recht gefallen werdet und daß Du mit Jacobine und Christinchen ein schönes Freundschaftstrio anstimmen wirst. Soll ich aber nicht schadlos gehalten werden? Sieh einmal, Kind, da gehst du nun so aus unserm lieben Amsterdam und der Himmel weiß, wann ich dich wieder seh. Dein Mann wird Dir gewiß mehr erlauben, als mir der meine. Du wirst ihn, als sein Schatten begleiten und das wird nicht anders sein.

Ich habe Dich recht lieb und sehe Dich gern, ich müßte also nun in Verzweiflung sein, daß Du uns verläßest; allein ich mag es wohl leiden, daß Du mit deinem Geliebten durchgehst; und bei dem allen bin ich nicht zum Ersticken und schmerzlich in meinen sehr redlichen Mann verliebt. — Sonst müßte Dir in dem, was ich

sage, manches dunkel vorkommen. Unsere heutigen Fraun opfern sonst sehr gefällig (im ersten halben Jahr ihrer Eh) alle ihre Freunde dem neuen Abgott auf, vor welchem die süßen Seelen anbetend niederfallen. So sehr wirkt das Neue auf unsere schwachen Herzen. Ich bin deine

Adelaide Ryzig, geb. Leevend.

Siebenzehnter Brief.

Martha de Harde an Adelaide Ryzig.

Werthe Nichte!

Ja, das muß ich Ihnen sagen und wären Sie mir auch ganz fremd, daß Ihnen die Haushaltung weit besser ansteht, als ichs gedacht

hätte. Das ist für eine Mamsell alles, die sonst ihre zarten Händchen nie in kaltes Wasser zu stecken pflegte. Sie thaten sonst nichts, als daß Sie spatzieren giengen, Gesellschaften besuchten und sich mit dem Putzplunder beschäftigten. Es soll dies jezt kein Verweis mehr sein; denn die sind doch die Besten, welche sich bessern. Könnte ich Sie nur bereden, einen ordentlichen Halstuch zu tragen, dann möchte noch alles so hingehn. Was tragt ihr Leutchen denn für Nester auf dem Kopfe? Wie seid ihr angezogen? Ich wette, daß mein Anzug, den ich auf Ihrer Hochzeit anhatte, mehr kostet, als all dergleichen Fierlefitchen; freilich, das ist wahr, es war auch mein Brautanzug.

Ich halte doch viel von Ihnen; ich sage immer zu unserm Friedrich: du mußt dich so etwas fügen und wenn wir plaudern, nicht einfallen, wie eine Fliege in den Brei fällt, wie der närrische Jan unter die Hühner. Ob er gleich seinen Verstand wohl hat; aber so sind die Männer. Man sollte manchmal denken, daß einer von ihren fünf Sinnen auf einer Promenade begriffen ist. Wir haben ja wohl fünf Sin-

Landesbibliothek Oldenburg

ne, Nichte, nicht so? Ich versteh mich auf so etwas nicht ganz recht. Dein Ohm will mich darin nie zurecht weisen, so, daß ich immer sage, schweig und handle.

Aber, Nichte Ryzig, wie gefällt mir das liebe Bräutchen, das ist ein süßes Herzchen, so liebreich; so was kleidet reiche Leute doch recht schön. Sie könnten wohl ein Beispiel davon nehmen. Denn eine Dame kann wohl verständig sein, daß sie andere nicht auslacht, denen der Herr nicht so viel gegeben hat, wie's gewisse Leute machen, wenn sie gewisse Leute besuchen. Verstehn Sie's, Kind? Na, es sind meine Kühe, aber sie laufen auf ihre Weide. Ja, Sie sind doch eine wahre Lustige, ein Scherz- und Spottvogel. Ich wollte, mein Junge hätte das süße Mädchen genommen, es wäre just so sein Schlag gewesen und ich hätte alles gegeben, was los und fest gewesen wäre. Mein Gemüth wurde ganz gerührt, als ich sah, wie wohl sie mit ihrem Bräutigam war. Aber das alles hat nicht sein sollen. Das wird so ein Paar von der alten Zeit werden, als die verheiratheten Leute noch ein Herz und eine Seele

waren, wie die heilige Schrift sagt; denn ob ich gleich die Zeit nicht habe, viel in der Bibel zu lesen, es geschieht nicht anders, als des Sonntags, unter der Kirchenstunde; denn dann hält unser Capitain sein Schläfchen und schnarcht dabei so sehr, daß ich mich selbst nicht verstehen kann. Man kann doch, um eine Stunde zu lesen, nicht eine Stube ausräumen? Aber ich weiß doch noch so manches aus dem Worte Gottes. Sie können mit Ryzig eben so glücklich sein, als ihre Freundin mit ihrem künftigen Mann. Aber, Sie müssen dann Ihren Mann auch nicht so anfahren. Ey, pfui, das ist recht häßlich für solche junge Kälber! Sie müßten den meinen einmal zum Manne haben. . . Sagten Sie buh, er antwortete bah. Ey, ein gutes Wort findet auch eine gute Statt. Es ist mir lieb, daß Sie sich so gut in Großmutter Ryzig zu fügen wissen; na, das eine Messer hält das andere in der Scheide.

So ist's, von Fremden will man alles hören; ich will Ihnen aber doch sagen, woran wir sind, wir sind keine gefundenen Anverwandten. Sein Sie nur nicht so wild und flat-

terhaft; laufen Sie nur nicht mit der Eil die Treppen hinunter und schlagen Sie sich nur ein Halstuch um, Sie werden sonst dafür büßen müssen und dann wird Holland in Noth sein. Gehn Sie nicht halbe Nächte aus; nun, dafür hat eine Nonne gebeten. Eduard wird sich hüten, halbe Nächte auszugehn! Ja, er sollte! Ich mag dann Tante Klotz sein, so viel Sie wollen. Tante kann wohl durch ein Brett sehn, wenn ein Loch darin ist; wohl hören, wie die Damiatchen *) in Haarlem klingen. Davon sagen Sie mir nichts? Schämen Sie sich nicht, daß Sie nun einsitzen, Sie haben dafür auch einen braven Mann.

Aber, Nichte, was ist denn für ein Diebstahl begangen? Ja, durch den traurigen Krieg mit den Engländern, kömmt mancher brave Bursche an den Galgen. Die Menschen wollen

---

*) Kleine Glocken, die aus den Kreuzzügen herstammen. Viele Haarlemer waren mit bei der Belagerung von Damiate.

essen und es ist kein Deutchen zu verdienen; obgleich mein Mann das bestreitet. Ich wollte nur nicht weiter fragen, als die Leute so unter einander murmelten; es scheint dann, als ob man so neugierig wäre und das bin ich, Gott sei dank, doch nicht. Ich sage immer: vom Plaudern kömmt Plaudern; ich habe auch in meinem Hause wohl etwas anders zu thun. Aber sie sprachen von einem Pferde, das gestohlen sein sollte, von einer Tapete und einer großen Parthie Marmor und Elfenbein, von einer Himmelbettstelle, von einem Heerd und dies alles von einer Nichte Ihres Mannes. Ich habe mich derb erschrocken, als ich merkte, daß das Gestohlne in unserer Familie stecke. Jeder denkt doch immer gleich an die Seinigen. Himmel, dachte ich, sollte etwa der Böse meinem Jungen eingegeben haben, seinen Ohm zu bestehlen? Sollten seine Hände nicht recht rein sein? Wenn sein Vater das hört, prügelt er den Jungen, daß er maleiisch wird; denn er ist ein so ehrlicher, köstlicher Mann, als einer nur immer auf ein paar Beinen in Amsterdam umherläuft. So war ich in meiner eigenen Betrachtung vertieft. Aber dachte ich dann wieder,

was soll der Junge mit einer Tapete und einer Himmelbettstelle und einem Feuerheerd? Wie kriegte er es zum Hause hinaus? Wenn er nur nicht die Schlüssel zu den Vorrathshäusern hat, wo das Elfenbein und der Marmor liegen; doch eben das fürchte ich und dann ist's schlimmer. Was, dachte ich da wieder, das giebt mir der Böse ein. Solche schlechte Gedanken von einem Kinde zu haben, das ich in Ehr' und Tugend erzogen habe, zu dem ich immer sagte:

Sei treu von Mund und treu von Hand
Dann kannst du gehn durch jedes Land.

Wie auch mein Mann gethan hat, der ist wohl durch alles Land gegangen. Der, Nichte, hat seine Hände in den Wolken gewaschen, in Ostindien nemlich, wo aber, das weiß ich nicht. Aber da ich merkte, (denn einem Klugen genügt ein Wort,) daß es in Ihres Mannes Familie stecke, dachte ich, jedes Häuschen hat sein Kreuzchen und, wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle, wie Hiob sagt, der auch vieles in der Welt erfahren hat: denn wenn ein Mensch sich selbst überlassen wird, ist er

nicht viel werth. Ich halte nicht viel von Plaudern, denn es kommen keine Sprecher, die die Plauderer verbessern. Aber ich ärgerte mich so darüber, daß ichs meinem Mann sagte, er glaubte, daß ich die Dienstmädchen ausgescholten hätte, weil ich so entrüstet war. Mann, sagte ich zu ihm, ich lasse die Mädchen fortan treiben und segeln, es ist nichts mit ihnen anzufangen. Es ist etwas weit schlimmeres. Du kömmst allenthalben hin, hast du nichts gehört? — Was sollte ich nun wieder gehört haben? — Je, von dem Diebstahl. — Deiner Schwester Diebstahl? — fragte er und wurde recht böse. Aber nachdem ich ihm alles von A bis Z erzählte, war's als ob Kieselsteine von seinem Kopfe fielen. Er lärmte und lärmte, es verdroß mich, daß ich ihm auf die Art die Zunge gelöst hatte. Verschweig es doch, Weib, fuhr er mich an, denn wer sich die Nase abschneidet, schändet sein Angesicht. — Ja, freilich, sagte ich, wir haben auch noch grünes Korn auf dem Felde und man weiß nicht, wozu der Satan einen Menschen verleiten kann. — Lauf du vor dem Satan her, erwiederte er, dann hast du einen schwarzen Bedienten. Bei euch wird immer vom

Satan gesprochen. . . Der eine ist immer des andern Teufel und ich glaube an den Unhold nicht mehr. — Ich hatte noch Zank mit ihm. Es thut mir leid, daß er so ruchlos in seinem Glauben ist. Nun, wer kann sich helfen, er ist ein Seemann! Sonst aber ein gutes Schaaf, der seinen Rock auszieht und ihn einem traurigen Gesichte giebt. Sagen Sie von allen diesen Dingen Ihrem Manne ja nichts. Er kann nichts dafür, was seine Nichte thut. Verschweigen Sie es.

Ihre

Sie liebhabende Tante

M. de Harde.

N. S.: Ich bitte Sie nicht wieder, uns zu besuchen; Sind wir Ihnen schlecht geworden?

Landesbibliothek Oldenburg

Achtzehnter Brief.

Wilhelm Leevend an Adelaide Ryzig.

Liebe Schwester!

Warum hast Du mir so lange die beste Seite Deines Herzens verborgen? Bei mir wagtest du ja damit nichts! Denkender Ernst und wahre Zärtlichkeit, sind in meinen Augen die liebenswürdigsten Eigenschaften Deines Geschlechts. Du kannst es gar nicht glauben, wie sehr mir der Ernst einer Frau gefällt, wenn er wohl regiert wird und in eine sanfte Gefälligkeit gekleidet ist. Eine unempfindsame Frau ist ein Ungeheuer, noch weit verabscheuungswürdiger, als ein un-

empfindsamer Mann. Alle Fehler verunstalten den weiblichen Charakter weit mehr, als sie den männlichen verhäßlichen. Eine Frau, die mit eingebildetem Unglauben prahlt, mit der Zukunft spottet, sich schämt, bei einem unglücklichen Vorfall eine Thräne fallen zu lassen, die das Klopfen ihres Herzens verleugnet, betrachte ich mit schauderhafter Verachtung. Der Unglaube gehört für die sanfte weibliche Brust nicht, es ist in demselben ein fremdartiges Gewächs. Ich begreife es dagegen recht gut, daß gewisse nicht ganz phlegmatische Frauen zur Heuchelei hinüber gezogen werden können, die ihrem Geschlechte so gern anhängt.

Wie sehr hast Du mich Dir durch den zarten Antheil, den Du an meinem Lottchen nimmst, verbunden! Du sahst sie zu einer Zeit, wo ihre schöne Seele, durch ein zwar zartes, aber noch gesundes Gesicht durchschimmerte. Du würdest sie jezt nicht mehr kennen. Sie schwindet langsam dahin. Sie ist fast ganz Geist, der nur mit einem dünnen Flor bekleidet zu sein scheint. Ich liebe nun einen Engel und so leidenschaftslos, als man einen Engel nur immer

lieben kann und muß. Es scheint jedoch, daß sie etwas besser ist. Ach! , diese immerwährende Abwechslung von Furcht und Hoffnung! Ach! was leidet meine zu gefühlvolle Seele! Diese Ungewißheit raubt meinem Geiste alle seine Festigkeit und diese habe ich jezt nöthiger, als je.

Den Brief, den mir die Mutter zugeschickt hat, habe ich noch nicht beantwortet. Wenn mein Lottchen so krank ist, kann ich an nichts, als an sie, denken. Ich denke dann an die ganze Welt nicht. Es überfällt mich eine Gleichgültigkeit gegen alles, was mit ihr in keiner Beziehung steht. Sanfter Trost weise Ermahnungen, würden mir dann weit nützlicher sein, als Verweise und Drohungen. Es thut mir sehr leid, daß Du mit der Mutter meinetwegen in einige Uneinigkeit gerat. bist. Erzürne Dich nicht mit ihr. Du mußt Dich nicht von ihr entfernen. Noch heute werde ich ihren Brief beantworten und van Oldenburgs nicht schonen. Ich fürchte nur, daß unsre liebe Mutter, nachdem sie ihrer häuslichen Ruhe alles aufgeopfert hat, diese Ruhe weniger, als je, genießen wird. Er ist ein eigensinniger Mann, von nie-

Landesbibliothek Oldenburg

driger Denkungsart. Wenn ich nur einmal mit ihm zusammentreffe! Beehre ihn ja nicht mit Deinem Widerspruch. Er ist Deiner artigen, satirischen Briefe gar nicht werth; und ich besorge, daß Dir Verdruß jezt sehr nachtheilig ist. Schone ja Domine Heftig, er ist ein ein braver Mann und irrt, wie man das so nennt, aus guter Meinung; ob er mir wohl Ursache giebt, mich sehr über ihn zu beklagen: doch, dies alles wird sich noch ausweisen. Daß ich keine schlechten Meinungen hege, dies, hoffe ich, wird einst die Zeit deutlich genug lehren. Mit metaphysischen Uneinigkeiten will ich Dir den Kopf nicht zerbrechen. Grüße meinen geehrten Bruder, Deinen lieben Ryzig, der Dich zu dem sittlichen Range erhebt, zu dem Du geschaffen warst. Ich umarme Dich und nenne mich

Deinen
liebenden Bruder
W. Leevend.

Neunzehnter Brief.

Wilhelm Leevend an Juliane van Oldenburg.

Hochgeehrte, zärtlichgeliebte Mutter!

Nichts kann mir angenehmer sein, als ein Brief von Ihrer mütterlichen Liebe, der von Ihrer gesunden Beurtheilungskraft dictirt ist. Aber urtheilen Sie auch, wie schmerzlich mir dieser war, da ich so deutlich wahrnehme, wer Ihnen denselben eingegeben hat. Nichts kann mir den bittern Theil Ihres Briefs erträglich machen, als der Gedanke: so würde meine Mutter nicht geschrieben haben, wenn sie ihrem Verstande und Herzen hätte folgen dürfen. Mei-

ne ehrerbietige Liebe für Sie, verbietet es mir, Ihren Brief in der Art zu beantworten, als es meine beleidigte Eigenliebe fodert. Der Brief, er sei wie er wolle, ist von der lieben Hand meiner Mutter geschrieben. Alles, was Ihnen in meiner Antwort als unartig vorkömmt, sehn Sie gütigst nur als Erwiederung auf die Ohrenbläserein, des Domine Heftig und des Herrn van Oldenburg an. Nach dieser Voraussetzung gehe ich zur Beantwortung Ihres Briefes über.

Die gute Harmonie, die jezt zwischen meiner Schwester und mir herrsch, entsteht nicht aus der Gleichheit religiöser Begriffe, denn darüber haben wir nie Briefe gewechselt, sondern aus der Entwicklung ihres Charakters, der mit dem meinen jezt weit mehr übereinstimmt. Es ist dies ein Beweis, daß unsere ehemaligen Uneinigkeiten die Folgen meiner kindischen Empfindlichkeit warnen und von ihrer Seite zu große Sucht zur Satyre. In dem Grade, als die Ursachen aufhören, verlieren sich auch die Folgen, dies ist immer der Fall.

Daß mich meine liebe Mutter, als ich ohn-

längst in Amsterdam war, nicht so freundlich, wie gewöhnlich, empfangen hat, konnte mir, den das so sehr interessirt, nicht unbemerkt bleiben. Ach! ich empfand es wohl, aber es war mir doch erträglich, weil ich mich nicht schuldig fühlte. Daß meine Mutter nicht fürs Romanhafte ist, begreife ich; der gesunde Verstand findet daran nie Geschmack; ich glaube jedoch, daß eine Frau, die so sanft, wie meine Mutter ist, die liebsten Gefühle eines guten Herzens, die zartesten Beweise der Menschlichkeit nicht romanhaft nennen wird. Wenn ich irgend noch etwas bei Ihnen gelte, so bitte ich Sie, stellen Sie nie die Namen, Roulin und van Oldenburg zusammen. Ihm, den ich nur aus Achtung für Sie, Vater nennen kann, bin ich keine Erkenntlichkeit schuldig, oder es müßte dafür sein, daß er mein Glück mit Füßen getreten, dafür, daß er mir das Leben so unangenehm gemacht hat.

Ihre Bitte, daß der Himmel die Mamsell Roulin wieder herstellen möge, kömmt ganz aus Ihrem Herzen. Gäbe Gott sie uns allen wieder, dann würden Sie, meine geehrte Mut-

ter, von meinem untadelhaften Betragen, die besten Versicherungen erhalten, die Sie nur verlangen könnten. Mein Verlangen, Ihnen zu gefallen, Ihren Beifall zu erhalten, wird mir Kraft geben, meine liebsten Leidenschaften zum Schweigen zu bringen.

Was die Beschuldigungen betrifft, die man mir, als einem Ungläubigen aufbürdet, darauf erwiedere ich dies: Die hohen Verborgenheiten der Religion habe ich nie bestritten, wohl aber versichert, daß mir dazu die nöthigen Kenntnisse fehlten. Nie habe ich mich einer einzigen Lehre widersetzt. Ich habe nur in einem Gedichte, das ich wohl hätte bleiben lassen können, einige Betrachtungen über die natürliche Religion niedergelegt. Deshalb hat Domine Heftig an meinen geehrten Professor Maatig geschrieben; aber es scheint, daß die vertheidigende Antwort des Professors Sr. Ehrwürden nicht sehr geschmeckt hat und daß er sich dafür an mir rächen will. Alle die Exclamationen, die man so oft und meistens unpassend wiederholt, achte ich für nichts. Auch diese, meine werthe Mutter, verdanken ihren Ursprung nicht Ihrem Verstande,

Ihre Feder hat sie blos niedergeschrieben. Beruhigen Sie sich nur, ich bin zu sehr von der Wichtigkeit der Sache überzeugt, als daß ich sie nicht ehrerbietig, fleißig und unpartheiisch untersuchen sollte, damit ich aus Ueberzeugung glaube, Jesus sei der Christus. Ich werde bemüht sein, edel zu handeln, ohne mich darum zu bekümmern, ob man meinen Wandel bürgerlich gut, oder durch den Glauben gewirkt, nennt.

Ihrer mütterlichen Vorliebe glaube ich nie zu bedürfen, um eine Zügellosigkeit zu bemänteln, sie möge einen Namen führen, welchen sie wolle. Ich lebe der Hoffnung, daß Sie sich nicht aus Liebe gegen einen Mann von mir entfernen werden, der tief unter meiner Achtung steht. Wäre er nicht zu nah mit Ihnen verbunden, ich würde mich noch deutlicher ausdrücken. Ich führe dies Wenige nur an, um Ihnen verständlich zu werden. Ich muß um Geld bitten, weil es mir jezt fehlt. Ich bin, wie Sie wissen, kein Verschwender, aber ich bedarf des Geldes, weil ich an eine vornehme Lebensweise gewöhnt bin. Es wird mir besonders angenehm

sein, Ihnen über meine Ausgaben Rechnung ablegen zu können. Ich empfehle mich Ihrer guten Meinung und habe die Ehre, mich mit Liebe und Achtung zu nennen

Ihren

gehorsamen und Sie liebenden Sohn

W. Leevend.

Zwanzigster Brief.

Jacob Renting an Christine Helder.

Meine Wertheste!

Freundin! Muß es so sein? Darf ich kein ander Wort gebrauchen? Täglich habe ich das unschätzbare Glück, Sie zu sehn, mit Ihnen umzugehn, aber niemals geben Sie mir die

Gelegenheit, vertraulich mit Ihnen sprechen zu können; es bleibt mir also nichts übrig, als mir solch eine Unterhaltung durch meine Feder zu verschaffen. Ich sehe wohl, daß ich bis jezt noch nicht den schwächsten, erwünschten Eindruck auf Ihr Herz gemacht habe. Sie sind höflich, liebreich, nachgebend. Sie sind meine Freundin, was kann ich anders sagen! Ich bin Ihnen dafür dankbar und fühle es sehr lebhaft, was das heißt, Sie als meine Freundin betrachten zu dürfen. Wenn mein Herz Sie nicht aufs zärtlichste liebte, wie glücklich würde ich sein.

Eh ich noch auf Reisen ging, da schon liebte ich Sie. Sie waren damals funfzehn Jahr alt. Dieses mein theuerstes Gehimniß konnte ich keinem mittheilen. Ihnen selbst war es unbewußt. Wo ich war, stets beschäftigte ich mich damit und ich bin Ihnen für die Eindrücke, die Sie auf mein Herz gemacht haben, tausendfachen Dank schuldig. Mich Ihrer würdig zu bezeigen, wie sehr wirkte dies auf mich, wenn wohl bisweilen alle andern Vorstellungen kraftlos waren.

Die stille, verborgene Neigung, die mich immer zu Ihnen hinzog, hat sich nun, seit ich Ihren persönlichen Umgang genieße, in eine starke, unerschütterliche Liebe verwandelt. Sie haben mir wiederholt gesagt, daß ich nur Ihr Freund werden kann, daß ich mich nie als etwas anderes betrachten soll. Müßte mir dies nicht genug sein, Ihnen zu gehorchen? Ich kann's nicht! Wie, ist Ihre Versicherung so mächtig, daß ich deswegen alle Hoffnung aufgeben sollte? . . . Ihren Umgang meiden? Verzeihn Sie mir's, schöne, achtungswerthe Helder. . . Mit Ihnen umzugehn, ist das Bedürfniß meines Herzens geworden. Machen Sie mich nicht so unglücklich, daß Sie dies von mir fodern. Aber die Welt! . . . Wollen Sie der nichts bedeutenden Plauderhaftigkeit derselben einen Mann aufopfern, den Sie Ihren Freund nennen, einen Mann, der es frei bekennt, wenn es die Gelegenheit fodert, daß er keine Hoffnung auf Ihren Besitz hat? Daß meine Bitten Sie belästigen, weil Sie mich nicht lieben! Sehn Sie mich anders, als mit den Augen einer Freundin an? Habe ich einiges Recht auf Ihre Achtung? Erlauben Sie mir's, meinen Umgang

mit Ihnen fortsehen zu dürfen? Er macht das ganze Glück meines Lebens aus!

Die Unannehmlichkeiten, die sich zwischen Ihnen und Ihren Herrn Vater zu entspinnen anfangen, schmerzen mich. Erlauben Sie mir, daß ich sie wegräumen darf. . . Ach! für Sie, die Geliebte meines Herzens, hat Ihr Renting kein Geheimniß. Die Freundschaft beschuldigt mich bereits, daß ich Ihnen etwas verborgen habe. Lesen Sie die Copie meines Briefs an Ihren Vater. Sehn Sie daraus, ob ich mich als Ihren Freund betragen habe. Sind Sie nicht ein wenig mit mir zufrieden? Sie weichen mir mit so vieler Sorgfalt aus, daß mir immer die Gelegenheit fehlt, ein längeres Gespräch mit Ihnen anzuknüpfen. Dies ist es, weshalb ich Sie mit dem Durchlesen dieses Briefs belästige.

Ich höre, daß Madam Helder bisweilen davon spricht, bald aufs Land zu gehn, wenn das schöne Frühlingswetter von Dauer ist: mit Traurigkeit vernehme ich das. Ich entbehre dann Ihre Gesellschaft und es ist mir unmöglich, Sie öfter zu sehn. Lassen Sie mich also auch deshalb

in dem Besitze eines Glücks, das mir, um einige Ruhe zu genießen, so unentbehrlich ist. Mit der zartesten und hochachtungsvollsten Liebe bin ich

Ihr

F. Renting.

Ein und zwanzigster Brief.

Jacob Renting an Constantin Helder.

Mein Herr!

Ihnen, Renting, sagen Sie, würde ich meine Tochter geben und wenn auch ein Fürst um sie anhielte. Lassen Sie mich, durchdrungen von Dankbarkeit, diese mich so ehrenden

Ausdrücke wiederholen. Keine Worte sind vermögend, Ihnen zu sagen, wie sehr ich von dieser Ihrer Aeusserung gerührt bin. Mein ganzes Leben wird nicht hinreichen, Ihnen meine Liebe für diese vorzügliche Auszeichnung genugsam zu erkennen zu geben. Ich weiß es, daß Sie Ihre Tochter mit der zärtlichsten Vaterliebe lieben, daß Sie alle ihre ausgezeichneten Talente kennen, daß sie viele und ansehnliche Parthien hätte machen können: wie schmeichelhaft muß mir also Ihre Versicherung sein. Wenn ich das Glück nicht erlange, auf das sich mein ganzes Verlangen bezieht, so wird mir wenigstens Ihre Betheurung den süßesten Trost gewähren.

Meine Liebe zu Ihrer liebenswürdigen Tochter, ich darf es bekennen, ist ihren Verdiensten und denen eines ehrlichen Mannes werth. Urtheilen Sie, mein Herr Helder, wie sehr es mich schmerzt, wenn ich leise bemerke, daß Sie mit wenigerer Billigkeit gegen sie verfahren je mehr Sie bemerken, daß ich der glückliche Mann nicht bin und es wahrscheinlich nie werde, dem sie ihre Hand reicht. Schon der Gedanke, daß Sie nicht mit ihr zufrieden sind, ist hinreichend,

Landesbibliothek Oldenburg

ihr edles Herz zu betrüben. Sollte ich die unglückliche Ursache Ihrer Unzufriedenheit mit Ihrer Tochter sein? Das verhüte der Himmel! Ich bekenne es gern, daß mir die übertriebene Empfindsamkeit fremd ist, die die meisten jungen Leute charakterisirt, auch wenn sie nicht lieben; aber eine Thräne in dem Auge ihrer Tochter, oder eine Wolke auf ihrer Stirn, rührt mich bis ins Innerste. Ich würde mich selbst hassen, wenn ich dazu nur die entfernteste Veranlassung wäre. Erlauben Sie, daß ich in diesem Punkte ihre Vertheidigung übernehmen darf.

Sie liebt mich nicht. Wie schmerzhaft mir dies ist, das brauche ich wohl nicht erst zu beweisen. Handelt sie aber deswegen unrecht? Ist sie Ihnen deshalb ungehorsam? Ist es billig, ihr deswegen eine Neigung zu verargen, die Sie nicht billigen? Soll sie darum mit Ihrem Zorn behelligt werden, weil ich sie liebe, weil sie mich nicht liebt? Ist denn dies etwas, das ganz und vollkommen von Ihrem Willen abhängt? Edelmüthiger Mann, Sie sind auch jung gewesen, die Wonnen der Liebe können Ihnen nicht unbekannt sein. Sie wissen, daß sich das Herz

im Punkte der Liebe keinen Befehlen unterwirft. Es gehört dies also nicht zu unserer Pflicht, denn es steht nicht in unserer Gewalt. Es ist billig, da nicht zu lieben, wo ich nicht achten kann. Achtung ist eine Pflicht; man würde in Ermangelung derselben, sich selbst verkleinern können und andere ungerecht behandeln; aber Liebe! Liebe ist frei, so frei wie das Tageslicht, wie unsere Gedanken. Es ist nicht immer nothwendig, daß Schönheit, oder die seltene Liebenswürdigkeit eines Charakters, sich unseres Herzens bemächtigt. Sehr viele unserer jungen, besten Leute kennen ihre Tochter, kennen andere einnehmende Mädchen und doch verwandelt sich ihr Wohlgefallen nicht in Liebe. Man begegnet einem Mädchen, das weder vorzüglich schön ist, noch ausgezeichnete Verdienste besitzt; aber unser Herz klopft heftig, ein tiefer Seufzer versichert uns, daß wir endlich die gefunden haben, die wir lange vergebens suchten. Wir vermählen uns mit der Geliebten unseres Herzens und wenn unsere Vernunft nur nichts misbilligt, dann lebt man in einer angenehmen Eh recht glücklich. Wie unaussprechlich ich auch Ihre Tochter liebe, ich möchte ihrem Gehorsam ihre Hand

nicht zu verdanken haben. Die Liebe ist in dem vollkommensten Besitze der Geliebten unglücklich, wenn sie nicht mit Liebe belohnt wird.

Dann muß sie die Meine nicht werden. Was macht sie zu der Meinen? Nur das Herz. . . . Dies wird jeder Mann, der mit Bedacht und Genauigkeit urtheilt, bezeigen. Könnte ich sie wohl wahrhaft lieben, wenn ich meinem Vergnügen ihr Glück aufopferte? . . . Anders kann ichs doch nicht nennen. Könnte ich das himmlische Wesen je glücklich machen, wenn ihr unbeschreiblich zartfühlendes Herz mich nicht liebte? Würde ich ihrer Achtung wohl werth sein, wenn die Vorstellung für mich erträglich wäre: ich habe sie verhindert, mit einem andern glücklich zu sein, der jezt um ihren Verlust trauert, blos, um meine unedlen Leidenschaften zu befriedigen! Nein, das fühle ich, zu solch einer niedrigen Ungerechtigkeit bin ich nicht fähig. Ist es auch eine Unmöglichkeit, daß Ihre Tochter, den bereits gesehn hat, den Gott und Natur für sie schuf, der ihr Herz also einst unwiderstehlich rühren wird?

Was ihr Betragen gegen mich betrift, so macht es ihrem Verstande, ihrer Erziehung, sogar ihrem Herzen, alle Ehre. Sie hat mich keinen Augenblick mit der schwächsten Hoffnung geschmeichelt. Offenherzig und über die tadelswerthe Koketterie erhaben, sagte sie mehr als einmal, daß sie mich nur ihren Freund nennen können, daß sie mich, wie einen lieben Bruder, liebe. Sie wünscht, daß ich der glückliche Mann einer braven Frau werden möge. Es ist ihr wohl nicht gleichgültig, daß unser Umgang Veranlassung zu vielerlei Gesprächen giebt, sie sähe es aus dieser Ursach gern, daß ich mich mehr von ihr entfernt hielte, wenigstens so lange, bis ihr Bruder zurückkömmt; allein sie erträgt das Gerede der Leute, um ihren werthen Vater nicht zu erzürnen.

Sehn Sie hier die ungekünstelten Gedanken und zwar von dem, dem sie den Ehrennamen eines würdigen Mannes geben. Wenn Ihre Tochter mir den fernern Umgang mit sich nicht untersagt, so bitte ich ernstlich, daß ihre Wahl frei bleiben möge. Ich habe nicht die geringste Hoffnung, aber was man auch nicht hofft, kann

bisweilen doch geschehn. Die Größe des Glücks, nach dem ich strebe, ist sogar vermögend, mir alle Hoffnung zu benehmen. Wenn man so liebt, wie ich liebe und so den geliebten Gegenstand kennt, wie ich ihn kenne, dann betrachtet man sich mit wenigerer Nachsicht und kömmt sich so unbedeutend vor. Indeß thue ich mir auf Ihre Vorliebe, mit der Sie mich beehren, viel zu gute. Ich bin stolz auf meine Liebe zu der reizenden Mamsell Helder. Täglich entdecke ich an ihr mehrere Vollkommenheiten. Muß es so sein und kann sie mich nicht lieben, ich werde meiner Liebe entsagen können; aber sie nicht sehen, nicht mit ihr sprechen, das wird sie nur durch ein strenges Verbot bewirken. Hat sie indeß nur einige freundliche Gefühle für mich, so wird sie mir ihren Umgang nicht verbieten.

Mein Vater wünscht seinen Kindern das Beste; allein wenn er alles gethan hat, ihr Glück zu begründen; so glaubt er, daß es nun ihre Sache ist, das für sie Beste selbst aufzusuchen. Ueber meine Vermählungssache spricht er nur flüchtig. Unsere Familie ist nicht so verbun-

den, als ich wünsche, daß sie es wäre. Mit der größten Hochachtung unterzeichne ich mich, als

Ihr ergebenster Diener
F. Renting.

Zwei und zwanzigster Brief.

Christine Helder an Jacob Renting.

Theurer Freund!

Ihre beiden Briefe las ich mit der sanftesten Regung. Ich werde sie zu meinen wertheſten Kleinodien, zu den Briefen meiner Freundin Veldenaar, sorgfältig legen und sie eben so

verwahren. Wüßte ichs nicht, mit welch einem ehrlichen Manne ich zu thun habe, dann würde ich fürchten müssen, Sie versuchten es, mein Herz von einer schwachen Seite anzugreifen, um es zu gewinnen. Wer ihm mit solchen Beweisen der Edelmuth entgegenkömmt, dem widersteht es nur schwer. Ich würde mich selbst tadeln müssen, wenn ichs Ihnen verargte, daß Sie sich so gegen mich betragen.

Wenn es Sie so sehr schmerzt, mein werther Renting, meinen Umgang meiden zu müssen, dann kann ich nicht in Sie dringen, sich von mir mehr zu entfernen. Besuchen Sie uns nur, ich werde Sie mit Vergnügen sehn. In Hinsicht der Urtheile der Welt bin ich jetzt ganz beruhigt. Es ist mein fester Entschluß, meinem Freunde, bösartiger Bemerkungen wegen, nicht zu entsagen, die sich Menschen erlauben, die mir die Auszeichnung beneiden, deren er mich würdigt. Wie einen Freund werde ich Sie empfangen, da ich Ihnen nicht wie meinem Bruder entgegen kommen kann. Möchte es Ihnen nicht zu schwer fallen — und einmal müssen Sie es doch — Verzicht auf die Liebe zu mir leisten.

Landesbibliothek Oldenburg

Bin ich erst dessen gewiß, weit freier, weit weniger zurückhaltend, werde ich mit Ihnen umgehn. Ausser der Gesellschaft meines Vaters, kenne ich keine, die mir angenehmer wäre — wenn nämlich nur von Ihrem Geschlechte die Rede ist — als die Ihre. Sie wissen es, daß mein Herz auf der rechten Stelle schlägt, um Ihnen dies so dreist sagen zu können.

Könnte ich Ihre Liebe erwiedern, dann wäre ich gewiß mit einem edlen, einnehmenden Manne, wie Sie sind, recht glücklich. Da ich über den Ehstand sehr ernsthaft denke, so wird der Mann, den ich wähle, in dem Grade Ansprüche auf meine Achtung haben müssen, als ich gegen Sie hege. Uebrigens werde ich, wie Sie, eben so wenig da lieben, wo ich nicht hochachten kann.

Ihr Brief an meinen werthen Vater ist ein sehr redender Beweis Ihres Verstandes, der Güte Ihres Herzens und der sittlichen Liebe. Von dem Gesichtspunkte, aus dem ich Sie betrachte, erwähne ich hier nichts: Sie haben mich selbst vertheidigt. Was sich auch ereignen möge, ich

werde Ihnen darüber keine Vorwürfe machen, so unangenehme Folgen ich auch zu fürchten habe, wenn besonders Ihre Liebe so unbefangen ist, wie die meine.

Ihr Brief an meinen Vater, war meiner Mutter ganz unbekannt. Sie liebt Sie, wegen Ihrer edlen und gesetzten Denkungsart und hat zu Ihrem Lobe sehr lange mit mir gesprochen. Da Sie in dem Punkte der Liebe völlig mit mir übereinstimmt und der festen Meinung ist, daß das Herz eines Mädchens frei wählen muß; so verdenkt sie mir's nicht, daß ich Sie nicht lieben kann.

Wenn ich, mein werther Renting, meinen ledigen Stand je verändere, dann sollen Sie's wenigstens erfahren, daß ich Sie keinen Unwürdigen aufopfere. Solch eine, in meinen Augen mich erniedrigende Schwachheit, werde ich nie begehn. Die Liebe kann meine Vernunft, aber meine Pflicht nie zum Schweigen bringen. Ein Mann ohne gute Grundsätze, ohne einen edlen Charakter, wird nie so viel Gewalt über mich gewinnen können, mich unglücklich und verächt-

Landesbibliothek Oldenburg

lich zu machen, Solch einen Schimpf werde ich meinem Geschlechte nie anthun. Ich nenne mich mit dem freundlichen Gefühl der Achtung

Ihre

aufrichtige Freundin

C. Helder.

Drei und zwanzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Amalie Belcour.

Wertheste Mamsell Belcour.

Von starken Fiebern werde ich geschüttelt und gehe wenig mehr aus. Der Doktor sagt, es sind Frühjahrsfieber; das mag wohl sein. Ich

lasse ihn und jeden, der mich kennt, in dem Wahn; aber Sie, meine Belcour, kennen die geheime Geschichte meines Herzens viel zu genau, als daß Sie die Quelle meiner Kränklichkeit an einem andern Orte, als in meinen zu starken Herzensgefühlen suchen sollten. . . . Wie kann ich von mir selber reden, da ich kaum an etwas anders, als an mein Lottchen, denken kann. Sie war wieder etwas besser. Mit dem ganzen Ernst, der ungetheilten Aufmerksamkeit der zartesten Freundschaft, beobachte ich sie. Der kleinste Schimmer der Hoffnung, setzt alle Springfedern meines Herzens in Bewegung. Aber wie sinkt mir der Muth, wenn sich der schwache Schimmer in eine ungewisse Dunkelheit verliert! Lottchen, mein zärtlichgeliebtes Lottchen, wird fast unmerklich immer schwächer. Sie kann jedoch, wie der Arzt versichert, noch einige Monate fortkränkeln, wenn sonst keine widrigen Zufälle eintreten. Blutige Thränen weint mein Herz um sie. . . . Und solch einen Engel kann ich nicht lieben? Ist der sogenannte freie Mensch das ohnmächtige Werkzeug . . . von wem? Alles ist räthselhaft!

Sie schreibt in gewissen Pausen, aber sobald ich ins Zimmer trete, legt sie das Geschriebene auf die Seite, spricht von heterogenen Dingen, giebt mir dann ihre Papiere, damit ich sie in ihr Schreibpult lege. Herr Bernards hat uns besucht. Sein Schreck, als er Lottchen sah, ist nicht zu schildern. Er und sein Freund Roulin setzten sich nieder. Er schwieg eine ganze Weile, eh er ein Wort sprach; ich sah nichts auf seinem Gesichte, als die Züge des stillen Schmerzes. Einigemal blickte er mit nassen Augen Lottchen an. Roulin nahm das Wort.

Roulin. Wie ist dir, meine gute Schwester?

Lottchen. Es könnte schlimmer seyn.

Roulin. Wie stehts mit ihrem Fieber, Leevend?

Ich. So leidlich . . . Es ist bald vorüber.

Lottchen. Aber, wie ich glaube, es wird bald wieder kommen. Wie befinden Sie sich,

Herr Bernards? (Er bog sich schweigend auf ihre Hand hin.) Wie, alles so still, so trübe gestimmt! Ich hoffe nicht, daß ich die einzige Ursache davon bin.

Bernards. Ach! mein liebes Lottchen, kennen sie denn ihre Freunde so wenig?

Lottchen. (lächelnd.) So wenig! Nein, ich glaube, daß ich meine Freunde sehr wohl kenne; ich glaube sogar, daß sich meine Menschenkenntniß auf den engen Kreis meiner Freunde beschränkt. Sie wissen es, daß ich nie Lust hatte, diese Kenntniß durch eine zahlreiche Bekanntschaft zu cultiviren. Ich habe nicht unrichtig gerechnet, denn wozu könnte mir die Bekanntschaft nun dienen? (Bernards faßte sie bei der Hand.)

Bernards. Ist keine Hoffnung mehr vorhanden? ... Ach! diese schreckliche Aussicht!

Lottchen. Es ist höchst wahrscheinlich, ich kann nicht lange mehr leben. Dieser Gedanke ist mir nicht schrecklich. Es thut mir indeß doch

leid, daß dies für sie alle so schmerzhaft ist. (Wir weinten.) Wenn sie nicht gefaßter sein können, dann werde ich mir die Pflicht auflegen müssen, sie nicht mehr zu mir zu lassen. Wozu diese Wehmuth, diese tiefe Trauer? Lassen sie uns mit mehr Gelassenheit und Ruhe von einander scheiden. Wir müssen die Würde unserer Natur nie verleugnen. Sollten wir so traurig sein, wie die, die keine Hoffnung haben? Wir trennen uns ja nur auf wenige Jahre.

Ich. Glücklich, unaussprechlich glücklich werden sie seyn; aber was wird aus uns werden, wenn wir sie verlieren? (Herr Bernards drückte mir die Hand mit zärtlicher, ernster Liebe, dieser Druck rührte mein Herz. Ich fühlte es, daß mit diesem braven Manne sympathisirte.)

Lottchen. Macht sie mein Abschied von der Erde so traurig? Nun sehe ichs wohl, mein Freund, daß die Betrübniß den Geist umnebelt. Ich glaube zu edlen Menschen zu reden und kann ihnen daher sagen: sie werden fortgesetzt ihre erhabene Bestimmung zu erreichen suchen, und dadurch zu der Vollkommenheit gelangen, zu

der jeder von uns, wenn es nur unser Ernst ist, gelangen kann.

Ich. Ach! die Vorstellung, die peinigende Vorstellung, daß sie nicht mehr bei uns sein werden, wer kann sie ertragen?

Lottchen. Wer die Gottheit im Geiste und in der Wahrheit anbetet, der ist auch vollkommen überzeugt, daß alle ihre Fügungen unser Bestes erzielen. Der Himmel tröstet uns selbst. Wie wenig muß unser Herz für die Liebe Gottes empfänglich seyn, sie, die sich auf Dankbarkeit gründet, und in der Lust ihm gehorsam zu sein, besteht, wenn uns die Tröstungen Gottes nicht genug sind. Lassen sie mich frühzeitig hinübergehn zu einem andern Leben, es wird wohlthätige Folgen für sie haben und vor allen Dingen für sie, mein Freund. Es wird sie überzeugen von der Nothwendigkeit, Gott in unserer Jugend zu dienen.

Ich. Von welcher Seite sollen wir denn ihren Tod betrachten? Wir wollen alles anwenden, ihnen zu folgen.

Landesbibliothek Oldenburg

Lottchen. Das will ich ihnen sagen. Ich wünschte, daß solche theure Freunde, wie die meinen sind, mit der edlen, ehrerbietigen Unterwerfung, die Ankunft meines Todes sähen, mit der sie alle Unglücksfälle in diesem Leben betrachten sollten. Fodern, daß sie gegen meinen Verlust gleichgültig wären, das wäre zu viel. Das kann der denkende Verstand, das gefühlvolle Herz nicht. Meine Freunde sind mir so fremd nicht, daß ich der großen Trennung von ihnen ohne Schaudern entgegengeh. An der Welt nehme ich nun keinen Theil mehr, von ihr hoffe, fürchte und verlange ich nichts mehr. Sie besteht also eigentlich nicht mehr für mich. Wenn mir eine stille Thräne geweint wird, das rührt mich, aber der übermannende Schmerz, den sie bei der Vorstellung unsres Scheidens leiden, betrübt mich und kann in ihrer Seele nur zu leicht in ein sündliches Mißfallen und Murren ausarten. Dafür zittere ich, dagegen wünschte ich sie zu bewahren.

Ermüdet von dem vielen Sprechen, legte sie ihr Haupt gegen ihren Stuhl und schlummerte ein. Sie schläft viel. Der Arzt sagt, daß

nichts ihre verschwundenen Kräfte wieder ersetzen kann. Nur der gefährliche Husten raubt uns jede Hoffnung. Wenn der sie quält, schließt sie kein Auge und der hält oft vier und zwanzig Stunden an. Urtheilen Sie selbst, wie solch eine Anstrengung ein so zartes, abgemattetes Wesen angreifen muß. Sie ward wach, sah Bernards mit Ernst und unbeweglich eine lange Weile an. Sie gab ihm ihre Hand und sagte: guter Bernards, hatte ich nicht Ursache zu sagen, daß ich keine Frau für sie wäre? Sie sehn nun, in welch einem Zustande ich bin. Ich kenne ihr mitleidsvolles Herz. Ich weiß es, wie sie stets von mir dachten. Sollte ich sie denn noch mehr betrüben? Dieser Mann (sie zeigte auf mich) war der Freund meiner seeligen Aeltern, sein sie hinfort beide Freunde und erhalten sie mein Gedächtniß. (Herr Bernards konnte nicht antworten. Er stand auf, um sich zu entfernen.)

Lottchen. Gehn sie, mein guter Bernards? . . Mit Willen verursachte ich ihnen nie den mindesten Verdruß: diese Gerechtigkeit lassen sie mir gewiß wiederfahren! Glauben sie das auch vollkommen? Kommen sie, mein Freund,

Landesbibliothek Oldenburg

umarmen sie mich. . . Wir müssen recht herzlich von einander scheiden. (Er kniete vor ihr nieder, schloß ihre beiden Hände in die seinen und richtete seinen Blick himmelwärts. Uns alle ergriff Mitleid, Traurigkeit und Bewunderung, wir alle waren lauter Liebe. Bernards war blaß, seine Lippen bebten.) Leben sie wohl, mein Theuerster. Gott segne sie. Trösten sie sich. Es beruhige sie, daß die ihnen immer so werthe Freundin, diese Welt mit einem gegen sie dankbaren und freundlichen Herzen verläßt. (Sie hielt ihm ihre Wange hin, er küßte sie und hielt seine Lippen eine lange Weile auf ihre Hände gedrückt. Er stand auf, nahte sich der Thür, trat zurück, ging auf sie zu, kniete wieder nieder, drückte sie nochmals in seine Arme. Thränen quollen aus seinen Augen hervor und er rief mit tieferschütterter Heftigkeit aus: so leben sie denn auf ewig wohl! Er schwankte fort.

Ich war so sehr vom Schmerz überwältigt, daß ich nicht von der Stelle konnte. In welch ein Labyrinth von Gedanken verlor ich mich nicht! Dies also, Belcour, wäre Lottchens Mann gewesen! Er, nur er allein, war dieses Engels

würdig. Sie hätte gewiß sehr glücklich mit ihm gelebt! Er hat ein Herz, das ihren ganzen Werth kennt und er war im Stande, sie ungetheilt zu lieben. O! Bernards, edelmüthiger Mann, wirst du mich dulden können? Werde ich nicht der Gegenstand deines Hasses werden, wenn du einst erfährst, daß ich die Geliebte deines Herzens ins Grab gestürzt habe? Wirst du nicht in mir den übermüthigen Zerstöhrer deines Erdenglücks verabscheun? . . . Leidet sein Herz wohl so viel, als das meine? Bin ich nicht in einem höhern Grade unglücklich, als schuldig? Hochmüthiger Mensch, wie wenig kannst du dich's rühmen, Herr deiner Thaten zu seyn!

Kaum bin ich mir selbst erträglich. . . . Ueberlegen? . . . Kann ich das? Da ist ja mein Lottchen! . . . Ach! Belcour, haben Sie Mitleiden mit

Ihrem Freund

W. Leevend.

Vier und zwanzigster Brief.

Paul Helder an Wilhelm Leevend.

Als ich bei meiner Abreise auf Sie böse war, da glaubte ich, daß ich Sie vergessen könnte, allein die Erfahrung lehrt mich das Gegentheil. Sie fehlen mir, Ihre angenehmen Briefe fehlen mir. An nichts kettet sich mein Herz, für nichts fühlt es Interesse. Es bleibt in meinem Geiste eine stete Leere, die durch nichts so ausgefüllt wird, daß ich nicht oft an Sie denken sollte. Wie gern möchte ich Ihnen alles, was mir begegnete, was ich kennen lernte, mittheilen!

Landesbibliothek Oldenburg

Ach! es waren doch süße Tage, wo wir voll freundlichen Vertrauens mit einander umgingen. Damals wurde durch meine Kälte die feurige Heftigkeit Ihres Gemüths gemäßigt; damals verscheuchte Ihre Lebhaftigkeit meine Trägheit und reizte mich zur Thätigkeit. Wie glücklich waren wir selbst durch unsere entgegengesetzten Gemüthsstimmungen! Wie oft nöthigte mir Ihre geistreiche witzige Leichtherzigkeit über vergebliche Bekümmernisse, die nur auf meinen schwermüthigen Einbildungen beruhten, ein Lachen ab! Mein Geist hat eine gewisse kalte Ruhe; allein die Vorstellung: Wilhelm Leevend lebt nicht mehr für dich, ist mir höchst schmerzhaft.

Wären Sie in Ihrer frühen Jugend gestorben, ich hätte Thränen auf ihr Grab geweint, mich aber doch getröstet und zwar mit dem Gedanken, daß ich Ihnen bald nachfolgen würde, voll der Hoffnung, dort in dem Reiche himmlischer Glückseligkeit, die Freundschaft wieder zu finden, die mir hienieden so sehr fehlt und über deren Verlust ich so bitter traure. Aber Sie in einer sittenlosen Welt nicht mehr haben, Sie da

verlieren; sehn, wie Sie dem Unglauben folgen, indeß Sie Ihren Jugendfreund einem verderbten Spinozisten, den der Unglaube mit Recht als seinen Apostel betrachtet, aufopfern, nein, das ist unerträglich. Wie sehr Sie mich übrigens mit Ihrer Zuneigung für ein tugendhaftes Mädchen hintergangen haben, davon will ich kein Wort reden. Sind Sie der Jüngling, der nichts als reine, heilige Freundschaft für ein Lottchen hegte? Sie, die Sie erst verführt haben, können Sie nun hinsterben sehn? An jenem großen Tage wird sie wider Sie zeigen... Und dann weh Ihnen! Ich wollte weit lieber für einen Mord verantwortlich sein, als Theil an der Verführung eines solchen Mädchens haben. Ihre Reu kömmt auch zu spät; denn wenn ich recht unterrichtet bin, ist es eine schleichende Krankheit, die Sie hindert, sich mit der Unglücklichen zu vermählen.

Ich habe Ihren Freund hier getroffen: er schwazt viel von Ihrer Freundschaft, die Sie für ihn hegen. Nun, sagt er, werden Sie erst glücklich sein, die Binde vor Ihren Augen ist zerrissen: Genießen ist das große Wort. Er,

ber sonst so eingezogen, so menschenscheu lebte, führt sich hier wie ein epicuräisch Sch...n auf. Voltaire ist sein Heiliger, de la Mettrie sein großer Mann. Er studirt nicht mehr und schreibt für einen schurkischen Buchhändler sittenlose Lumperein. Er bleibt dabei, daß er sich an der Religion eines honetten Mannes hält.

Wenn ich mir Sie als das Opfer dieses Taugenichts denke, dann überwiegt mein Mitleid jede andere widrige Empfindung. Sie können sich noch nicht von diesem Verführer trennen? Sehn Sie nun wohin der Unglaube ganz natürlich führt? So geht es den Verächtern der christlichen Religion! Zuerst findet man die Sittenlehre sehr lästig, verwirrt sich dann durch die dunkeln Stellen der heil. Schrift und stopft zuletzt dem Gewissen den Mund durch eine sogenannte Achtung für die natürliche Religion. Die Achtung daurt nicht lange. Ein Gott, eine Vorsehung, ein anderes Leben nach diesem Leben, wo ein jeder Belohnung und Strafe erhält, das sind harte Lehrsätze ... man streicht sie aus. „Gott bekümmert sich um die elenden Sterblichen nicht." Man spricht von Millionen Welten über

uns; von Wesen bewohnt, die unendlich über uns erhaben sind. Man erlaubt sich voll Staunen aller Ausrufungen. Man folgt allen den Leidenschaften, die uns am meisten gefallen, der Mensch wird zum Thier und sinkt endlich in das Nichts zurück, wovon er genommen ist. Auf diese Manier lebt Ihr Freund hienieden. Diesem Freigeiste haben Sie mich aufgeopfert! Kehren Sie wieder zurück, verlassen Sie den Pfad, der zum Verderben führt, vielleicht sind Sie nicht so krank, daß keine Genesung mehr zu hoffen ist. Bereuen Sie und ich bin wieder Ihr Freund. Es ist möglich, daß ich in meinen beiden letzten Briefen zu strenge gewesen bin, aber ich meinte es gut. Wie gern möchte ich mich, ohne mich dessen schämen zu dürfen, einmal wieder unterzeichnen, als

Ihren

wahren Freund

P. Helder.

N. S. Da mein Vater unzufrieden darü-

ber sein könnte, daß ich mit Ihnen im Briefwechsel steh; so lege ich hier eine Addresse bei, deren Sie sich in den ersten vier Wochen bedienen können.

Fünf und zwanzigster Brief.

Adelaide Ryzig an Hedwig Renard.

Liebe bekümmerte Braut!

Ja, es ist wohl sehr hart, Braut zu sein, das bekenne ich und in einer Entfernung von sechs Meilen von dem Bräutigam, Othem holen zu müssen. Ich kann mir das recht gut, aber nicht ohne Lachen, denken, und ich gäbe das schwerste Stück Silber aus Großmutter Ryzigs

Silberschrank darum, um nur einmal einen Brief von Dir an Deinen Bräutigam zu sehn. O! liebe Renard, thue mir doch einmal den Gefallen und laß mir einen solchen Brief zukommen! Indeß Du darüber nachdenkst, will ich Dir zeigen, wie viel Theil ich an Deinen Widerwärtigkeiten nehme.

Ich habe gewaltig vielen Stoff, und da ich jetzt so selten ausgeh und Du gern einen Brief von mir liesest, so will ich doch sehn, ob ich Dein verliebtes Herzchen nicht einige Augenblicke beruhigen kann, indem ich Deine Gedanken von dem geliebten Gegenstande ablenke. Halt, da fällt mir etwas ein. . . Wer weiß, ob Ryzig nicht denkt, daß ich ein Gedicht mache, in dem ich die Wonnen Deiner zu vollziehenden Vermählung besinge. Vielleicht glaubt er auch wohl, daß ich meine Lebensgeschichte schreibe, wenn auch nicht zur Nachahmung, doch zur Warnung für eine noch nicht ans Tageslicht getretene Tochter. Mag er denken, was er will, ich schreibe.

Eben hatte ich mich an den Schreibtisch gesetzt, da kam mein neuer Bediente (von diesem

nachher ein Wort) und sagte: daß zwei Damen und ein Herr im Vorzimmer wären. Ich begab mich sogleich dahin, um zu sehn, wer die Herrschaften wären. Die Worte: Liebe, Liebe, flogen sogleich von sechs Lippen, die meinen mit eingerechnet. Es waren unsere Busenfreundinnen: Betty und Trienchen, mit dem unterthänigen Diener der letztern. Sie kamen, um zu erfahren, ob ich nicht Lust hätte, mit in die Komödie zu gehn. Es würde ein sehr schönes Stück gegeben. Was wußten sie mir nicht alles zu sagen! Du kannst leicht denken, daß ich mich bedankte. Mit solch einer unbedeutenden Gesellschaft trete ich in keine Loge, die Zwischenzeit unter den Acten wird mir dann unerträglich lang. Sicher glauben sie, daß mir die Erlaubniß fehlt, mit ihnen gehn zu dürfen, aber ich achte sie zu wenig, als daß ich mir auch so viel daraus machte, wie man im Auge leiden kann, was sie über Ryzig oder mich denken.

Folgende wichtige Unterredung wurde, ohne daß sie sich niedersetzten, gehalten, denn sie hatten es viel zu eilig, um Thee zu trinken.

Betty. Sind sie, meine liebe Nyzig, vorigen Montag in der Oper gewesen? (Ich komme nämlich nie dahin.)

Ich. Nein, ma chère, sind sie da gewesen?

Betty. Ja, ma chère.

Trienchen. Ich habe gehört, daß ein schönes Stück aufgeführt ist, ma chère.

Betty. O! ein allerliebstes Stück, das muß ich sagen. Es war auch viel monde da. O! den goldenen König müßten sie gesehn haben; und wie sich die Prinzessin in einen Bär verwandelte. Wir haben uns scharmant divertirt; es war göttlich. . . Ich habe mich halb todt gelacht.

Ich. Das kann ich mir wohl denken, ma chère Betty.

Trinchen. Betty lacht gern, ich lache nicht viel, das sieht so gemein aus.

Betty. Das mag es. Ich halte nicht viel von den weinenden Königen und Königinnen. Wenn ich weinen will, gehe ich zu Domine Weenbroof in die Kirche.

Trienchen. (Zu mir, in einem vertraulichen Ton.) Ich sehe am liebsten Trauerspiele. Der Godebald ist mein Leibstück. Wenn Agnes Bernauerin von der hohen Brücke hinuntergestürzt wird, hah! dann fährt mir ein kalter Schauer über den Rücken. Kennen sie Emilie Galotti?

Ich. Ich kenne nur wenige Trauerspiele, ausser die von Racine und Corneille.

Trienchen. So, so, die kenne ich so nicht. (Das Herrchen piepte auch so zwischen hinein.)

Herrchen. Gefallen Madame Ryzig wohl unsere Dramas?

Ich. Das Duodrama, Urbanus und Isabelle, hat mir sehr gefallen. Sind sie Kenner

vom Schauspiel? (Er verbeugte sich lächelnd und sagte: pardoniren sie, Madam.)

Betty. Das unnatürliche Stück, wo der Vater seine leibliche Tochter ermordet, meinen sie das nicht? Der Aufsatz der Emilie gefiel mir ausnehmend wohl. Ich wollte wohl, daß ichs wüßte, wo er gekauft wäre. Der Madam Wattier kleidet doch alles schön!

Herrchen. War das Band nicht violet?

Betty. Ach! bewahre, erlauben sie, es war couleur de rose. Aber das der Gräfin war violet. Als der Vater die Leiche sehen ließ, erschrack ich häßlich. Ich weiß nicht, wie es zuging, aber es kam mir so vor, als ob der Prinz meinem verstorbenen Bruder gliche. Pfui, ich mag keine Trauerspiele!

Sie gingen fort, weil ma chère Ryzig nicht mitgehn wollte. Dieses Gespräch liegt mir so verwirrt im Kopfe, daß ichs erst aus dem Kopfe auf das Papier hinwerfen muß. Nun

will ich Dir einmal einen recht ordentlichen Brief schreiben.

Vorigen Montag habe ich einer Dame, die zu Ryzigs Familie gehört, einen Besuch abgestattet; seit dem bin ich wohl um ein Drittheil bekehrt. Ich habe geglaubt, daß es mit der Bekehrung so schwer hält, aber es wird mir ganz leicht damit. Ich habe weiter nichts zu thun, als ein wenig zu ordnen und in Falten zu legen und kann sehr wohl bei meinem sittlichen Schlendrian bleiben. Es ist mit unserer Handlungsweise ziemlich einerlei. Ich habe das Herzchen einmal sondirt. Es sieht in dem Herzkämmerchen nur etwas unordentlich aus, oder es ist auch anders in demselben geordnet. Die Herzchen in Eduards Familie haben sehr viel Aehnlichkeit von den nordholländischen Zimmern. Meine Herzenskammer gleicht den amsterdamer Salons. Die Leute zeigen ihre Tugenden, wie die Kleinstädter ihr Porzelain, ihre goldenen und silbernen Kostbarkeiten in großen, sauern Glasschränken. Dies fällt sehr in die Augen. Meine besten Meublen, wie z. B. mein Porzelain und dergleichen Sächelchen halte ich hinter

dem Schloß, und, was noch mehr ist, in verborgenen Ecken und Fächern. Man sieht es deutlich, daß ich nicht die Absicht habe, damit zu prahlen. Es wird weder von der Sonne, noch von dem Monde beschienen und will ich das Zeug ja gebrauchen, so muß ichs erst vom Staube reinigen und die Spinneweben ein wenig davon abwischen, aber dann kann es auch die Musterung passiren. Unsere Meublen sind auch, in Hinsicht ihres Werthes, von einander eben so verschieden nicht. Die Manieren, Thaten und Gespräche kommen einander ziemlich gleich.

Mein Mann eröffnete mir, daß man sich in Gesellschaften nicht sowohl mit dem Spiel beschäftigen, als zum Strickstrumpf greifen müßte. Diese Nachricht machte mich anfangs verlegen, denn ich wußte nicht, wie ich die Abende hinbringen sollte, nicht als ob ich so äußerst spiellustig wäre, sondern weil ich nicht wußte, was ich thun sollte. Seit ich die Strickschule verlassen hatte, war kein Strumpf in meine Hände gekommen, als nur, um meinen Fuß hineinzustecken. Eine Börse zu stricken und das von einer verheuratheten Frau, das ging unmöglich

an. Man muß den Leuten auch kein Aergerniß geben, davon halte ich nichts.

Steif und freundlich wurde die Nichte von allen andern Nichten empfangen. Das stand mir gar nicht an. Ich hoffte, daß Nichte Hexameter von der Parthie seyn würde, aber nein: es war eine Visite für verheurathete Damen. Nichte wohnt in einem großen, reinlichen, kostbar meublirten Hause. Ich mußte es auch sehn, das konnte gar nicht anders seyn. Ich sah es auch, mit einer mir sonst ungewohnten Genauigkeit. Ich glaube, daß aller Staub von Nichtens Boden an, bis zu Nichtens Vorrathskeller, sehr bequem, ohne die mindeste Beschwerde zu verursachen, in dem allerzartesten Frauenzimmerauge liegen kann. Die Dachsparren waren so weiß, wie Nichtens Halstuch. Auf dem Trokkenboden lagen glatte Matten. Alle Körbe schienen so neu, als kämen sie eben aus dem Laden. Die Mangelhölzer waren so glatt, wie unsere polirten Tische. Die Schränke und Komoden glänzten wie Spiegel. Ein feiner Herr würde gar nicht davon wegzubringen gewesen sein, so deutlich konnte man seine eigene Schönheit darin

bewundern. Tante Martha würde geglaubt haben, daß sie nun eigentlich im Himmel wäre. Sie weiß, liebe Renard, daß sich jeder vom Himmel solche Vorstellungen macht, die seinem Geschmacke am anpassendsten sind. Die üppigen Araber möchten einen ganz andern Himmel haben, als die alten Deutschen. Dies wußte Mahomet wohl, der ein durchtriebener Schelm war; „Wein und Mädchen." Die alten Barden versprachen ihren Germaniern oder Teutonen, oder wie das Volk heißen mag, daß sie altes Bier aus den Schädeln ihrer überwundenen Feinde trinken würden. Tante hört keine Beschreibung eines glücklichen Orts lieber, als die, worin sie erfährt, daß nichts Unreines hineinkommen soll und ihre Vorstellungen vom Unreinen sind so wenig gebildet, wie ihre Begriffe von allen andern Gegenständen überhaupt. Dies ist zum wenigsten ausgemacht, daß eine große Freundschaft zwischen Nichte und Tante entsteht, sobald sie die Harmonie ihrer silberreinen Seelen entdecken. Und wer kann an ihrer Dauerhaftigkeit zweifeln, da sie auf die vollkommenste Uebereinstimmung übertriebener Reinlichkeit gegründet ist.

Nachdem ich also und zwar wohlmeinend, das Haus und die Meublen gelobt hatte, entschuldigte sich Nichte, daß ichs so, so träfe und daß noch nicht alles in gehöriger Ordnung wäre. Als sie wie ein Münchhausen gelogen hatte, sagte sie: „ich glaube, Nichte Ryzig, daß es bei ihnen wohl weit reinlicher aussehn wird. Wir setzten uns nieder, jedoch nicht ohne viele Komplimente wegen des Platzes. Wir waren unserer acht verheurathete und verwittwete Damen. Daß ein Theetisch dastand, war ganz nach meinem Geschmack, denn ich trinke gern warmen Thee. Fürs erste sprach kein Mensch ein Wort, aber dann fing Madam W... also an: Nun, Nichte Ryzig, was sagen sie von Nichtens Haus?

Ich. Es ist ein sehr schönes Haus. Ich begreife nicht, wie es die Nichte in solcher Ordnung halten kann.

Madam W. Ja, ich sage immer zur Mama, es kömmt sehr viel darauf an, wie ein Haus bewohnt wird. Es ist eben so, wie mit den Menschen: Kleider machen Leute, Nichte.

Tante R. Sprechen sie nur mit Bettchen darüber. Dieses Haus hat große Veränderungen erlitten. Als Nichte es kaufte, hatten Engländer darin gewohnt.

Ich. Man denke einmal, Engländer! (Ich glaubte auch ein Wörtchen sagen zu müssen, weil ich als eine Fremde in die Gesellschaft trat, und was konnte ich viel dazu sagen?)

Tante R. Erschrecklich, wie sah es hier aus! Man konnte sich vor Ekel nicht niedersetzen. Zwei Monate haben hier ein Mauer und vier Scheuerfrauen gearbeitet.

Nichte R. (In die Rede fallend.) Pardoniren sie, Nichte, ein vollständiges Vierteljahr. Ob sichs Nichte wohl noch erinnern, Nichte waren so gefällig, mir ihre Scheuerfrau die ganze Zeit hindurch zu leihen, womit mir sehr gedient war.

Nichte W. (Zu Madam R.) Mein Himmel, ja Mama, wir haben damals ja erst im Juni angefangen; ich weiß es sehr wohl.

Landesbibliothek Oldenburg

Nichte S. Ja, Nichte, sie belieben da vom Reinemachen zu reden; aber sagen sie mir doch, wenn ich so frei sein darf, sie zu fragen: (was wird das sein? dachte ich. Du weißt, Hedchen, daß ich sehr neugierig bin.) sind sie auch für die neue Art Töpfe, die jetzt in den Zeitungen so angepriesen werden? Ich höre so viel Rühmens davon, gebrauchen Nichte auch davon?

Nachdem eine ganze Stunde über die Töpfchens disputirt worden war, fing es schon an in der Gesellschaft nach Verleumdung zu riechen. Hier will ich den Faden des Gesprächs wieder aufnehmen.

Nichte R. Ja so sind unsere Weltdamen! Man möchte sich darüber ärgern und betrüben, wie wenig sie sich um die Dienstboten bekümmern. Sie wissen es nicht einmal, wie die Sachen angegriffen werden müssen.

Tante. Das sagen sie nur. . . Unsere Madam Nachbarin, die so gelehrt ist, daß sie gedrucktes Englisch lesen kann, zieht immer zu

ihrer Freundin, so lange im Hause rein gemacht wird. Ihr Mann pflegt auch wohl die Leute zu bezahlen, wie ich gehört habe.

Nichte W. Ja, du lieber Himmel, das sind mir die rechten Frauen, die schänden ja den Ehstand.

Ich glaubte, um für keine sogenannte Weise gehalten zu werden, denn ich lese auch Englisch, oder für eine Flatterdame zu gelten, daß ich auch ein Wörtchen zu dem haushälterischen Gespräch reden müßte, und das um so mehr, da ich mich über die schnöden Dinge so beleidigt fühlte, die man von meinen alten Freundinnen, den Damen von Ton, sagte.

Ich. Es ist wahr, unsere jungen Damen sind weit von der Vollkommenheit entfernt, aber sollten denn unsere Matronen wohl besser sein? Sie passen zwar der Dienerschaft gewaltig auf, ausserdem thun sie aber wenig bei der Arbeit. Wenn gute Dienstboten sehn, daß man ihnen doch nicht traut, so gerathen sie in Versuchung, uns zu hintergehn.

Landesbibliothek Oldenburg

Nichte. R. Nun, Nichte, ich glaube, daß es die Dienstboten bei ihnen sehr gut haben werden. Zieht die alte Nichte bald in ihr neues Haus? —

Das Gespräch nahm hier eine andere Wendung. Madam W. griff nach dem Strickzeuge und alle übrigen folgten ihrem Beispiele. Es wurde nun eine rührende Erzählung von der Baumwolle mitgetheilt, wo sie gekauft war und was sie gekostet hatte. Das Thema wurde mit allen möglichen Variationen gegeben, das Ganze aber beschränkte sich darauf: sie war in Maltha gekauft und das Pfund kostete fünf Gulden. „Aber, was stricken Nichte da für schöne Maschen, das habe ich nie lernen können. — O! Nichte, sie sind eben so schön nicht. Ich habe es auf dem Westermarkt, bei der berühmten Strickerin gelernt. Ich weiß es nicht, wo die meisten vornehmen Leute ihre Kinder Lesen lehren ließen, sie konnten lesen, trotz dem besten Vorleser in unsern Kirchen. . . " Nun verfiel man auch auf die Pensionsanstalten, die im höchsten Grade gemisbilligt wurden. (Zu mir) Was nähen sie den da für eine schöne Kante?

Ich. Finden sie, Nichte, daß sie schön ist? Sie ist nur von geringem Werthe. (Die Kante und meine Arbeit an derselben wurde besehen und gelobt.)

Tante. R. Ich hörte, daß sie nie nähten oder strickten und kaum einmal eine Theetasse ausspühlten, daß Mama ihnen alles aus den Händen nähme und es selber thäte.

Ich. Je, liebe Tante, ich thue so viel, als in der Haushaltung nöthig ist. Die Leute müssen etwas zu plaudern haben und man muß jedem seinen Willen lassen.

Nichte. S. Glauben sie wohl, Nichte Ryzig, daß ich nie eine Nätherin im Hause habe? Sie sind wahre Bedienten für die Dienstboten. Wenn man glaubt, sie sitzen und nähen, so laufen sie mit einem Schüsselchen, mit einem Gläschen umher und es heißt: o! Liebe, lege doch Holz in den Ofen. . . Bring doch einmal das Wasser auf das Schlafzimmer. Wie ich sage, sie sind blos Bedienten für die Dienstboten. Ich lasse alles im Waisenhause nähen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ich. Wenn sie das für gut finden, so sollten sie auch im Waisenhause scheuern lassen; denn es ist sicher mit den Scheuerfrauen um kein Haar besser.

Nichte. S. Pardoniren sie, Nichte, grade das Gegentheil. Den Scheuerfrauen passe ich auf den Dienst.

Nun hörte ich noch ein paar Dutzend Frauen durchhecheln. Diese war zu gelehrt, als daß sie einsehn könne, ob der Blumenkohl koche und es sei ihr, während sie ihn umschüttelte, ein kleines Taschenbuch aus dem Busen in den Topf gefallen und sie hätte es mit darunter geschwenkt. Eine andere trug eine zu kokette Nachtjacke und saß zu oft vor dem Fenster, das auf die Straße führt. Eine Dritte mußte eine große Freundin vom Promeniren sein, weil sie sich im Spätsommer wohl dreimal mit guten Freunden im Walde verlor; ja, hätte sich sogar mit einem Papier in der Hand auf eine Bank gesetzt und sich sehr lächerlich gemacht.

Landesbibliothek Oldenburg

Madam R. Himmel, Nichte, darüber lachen sie? Das ist ridikül. . .

Ich. Ich kann es nicht leiden, wenn man sich lächerlich macht; aber ist's denn so etwas sonderbares, wenn man mit guten Freunden in dem Gehölz spatzieren geht, oder mit einem Papier in der Hand, sich auf eine Bank niedersetzt? Vielleicht wollte die benannte Frau die Gegend, die ihr gefiel, abzeichnen.

(Die allgemeine Antwort war Schweigen, in den Bart brummen und eifrig stricken.)

Dies sind nun die Damen, die man uns zum Muster aufstellt! sie schimpfen auf den bessern Ton, halten ein unschuldiges Spiel für höchst unrecht, singen Klagelieder über die Verschwendung der Zeit und über das Afterreden, versäumen des Sonntags keinen Kirchgang, leben untadelhaft und entschlafen seelig in dem Herrn.

Als ich wieder in meinem Hause war, fragte mich Ryzig: hast du dich in der Gesellschaft auch amüsirt? — So schlecht ist mein Geschmack,

Gott sei Dank noch nicht, erwiederte ich, als daß ich mich in einer solchen Gesellschaft amüsiren könnte. Ich habe sehr viel Langweile gehabt: denn . . .

Er. (Mir in die Rede fallend.) Es haben alle Menschen ihre Fehler.

Ich. Eben dies ist auch der Grund, weshalb ihr Urtheil wenig Werth für mich hat. Nein, da haben wir Leute von Ton für unser Geld doch auch Vergnügen und unsere Nachbaren leiden dabei nichts. (Er zuckte die Schultern und das war mir schon genug.) Ich wünsche nur, daß ich der Gesellschaft so verhaßt und fatal wäre, als sie's mir ist. Ich merke, daß die, die uns bekehren wollen, eigentlich nichts anders thun, als uns zu vermögen bemüht sind, daß wir uns nach ihnen modeln.

Mein Kopf ist in der größten Verwirrung und das rührt von der allzuvielen Zerstreuung her, ja ich bedarf ihrer eben so gut, als dein verliebtes Herzchen sie fodert. Ich weiß es nicht, aber ich fürchte, daß es mit Wilhelm kein gu-

tes Ende nehmen wird. Die Mutter, unter uns sei das gesagt, ist sehr böse auf ihn. Sein Brief ist aber recht eigentlich für sie eingerichtet, den er an sie geschrieben hat, besonders was den van Oldenburg betrift. Ich habe mich über diesen Punkt deutlich erklärt und Mutter findet es für gut, mir das übel zu nehmen.

In dieser Woche wird die Madam Ryzig ihr neues Haus beziehn und wir scheiden als ganz manierliche Leute von einander. Wagen und Pferde bleiben uns, aber Mutter, das ist billig, behält den Gebrauch davon — um zur Kirche zu fahren. Ich hoffe nun, daß die dicken Pferdekasten nun die Abendluft werden gewohnt werden, denn sie werden nun wohl manchmal des Abends promeniren müssen.

Nimm doch meinen Bedienten, der Dir den Brief überbringt, ein wenig in Augenschein. Es ist ein Originalchen. In dieser Woche wartete er bei Tische auf. (Mutter war nicht zugegen.) Ryzig hatte ihm gesagt, daß er im Zimmer bleiben müßte. Das will ich recht gern, erwiederte er. Wir waren unserer sechs Perso-

Landesbibliothek Oldenburg

nen bei Tische. Ich sah mich nach ihm um, um ihm zu winken, daß er seinem Herrn einen reinen Teller geben sollte. Seihe da, Monsieur saß ganz ruhig auf einem Stuhl bei dem Kamin. Ei Philipp, redete ich ihn an, sitzt er da? das ist ja nicht schicklich. Und was denkst Du, das er mir, indem er, sich ausreckend, aufstand, antwortete? „Madam, ich denke, daß ich vom Sitzen so viel habe, als vom Stehen. Die ganze Gesellschaft erstickte vor Lachen fast. Er, sicher um seine Unart zu verbessern, lehnte sich auf einen Stuhl, und pfiff den Dessauer Marsch. Was soll ich mit solch einem Quastelpeter anfangen? Aber er ist der treuste, ehrlichste, dienstfertigste Bursche, der je eine Montur getragen hat. Noch ein Stückchen von ihm und dann Adieu.

Nyzig hatte schon einigemal auf jemanden gewartet, den er nothwendig sprechen mußte. Ehegestern, wo ihm Philipp seinen Rock anziehn half, hörte ich meinen Mann sagen: Philipp, wenn Herr Alberts kömmt, so sage er ihm, daß ich auf der Börse bin und ihn ersuchen ließe,

Landesbibliothek Oldenburg

mich hier zu erwarten. Versteht er mich Pyilipp? — Ja wohl, mein Herr, ich muß sagen, daß mein Herr auf der Börse ist und daß er hier meinen Herrn erwarten soll, mein Herr. Ryzig scherzte noch ein Weilchen mit mir und da er merkte, daß er seine Zeit verplaudert hatte, eilte er schnell zur Thür hinaus. Er war kaum zwanzig Häuser entfernt, so lief Philipp ihm nach und rief unaufhörlich: mein Herr! mein Herr! Ich glaubte Ryzig hätte irgend etwas vergessen. Er hörte anfangs nicht. Philipp lief ihm immer nach. Endlich kehrte sich Ryzig um und der athemlose Philipp fragt ihn: Mein Herr, ich habe vergessen, zu fragen, was ich dem Herrn sagen soll, wenn er diesmal wieder nicht kömt? Du kennst meinen hastigen Mann. Philipp kam sehr betrübt zurück. Hatte der Herr etwas vergessen, fragte ich ihn, daß er so gelaufen ist? Da erzählte er mir denn die ganze Geschichte. Mein Mann versicherte mir dann nachher, hätte ihn die Frage nicht zu sehr überrascht, er würde den Kerl wegen seines Lärmens auf der Straße, tüchtig durchgeprügelt haben.

Landesbibliothek Oldenburg

Welch ein ungeheurer langer Brief ist dies! Nun du bist Braut und ich bin

Deine

mitleidige Freundin

A. Ryzig.

Sechs und zwanzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Paul Helder.

Mein Herr!

Der, dem alle Wege, sich unterrichten zu können, offen stehn und welcher ohne weitere Untersuchung ein bitteres Urtheil fällt, der verdient nicht, daß man ihn belehrt. Der, der einen getreuen, ehmals werthen Freund, der

ihn nie beleidigte, auf das Zeugniß eines Menschen verdammt, den er selbst für einen Taugenichts hält und ihn so behandelt, wie Sie mich behandeln, der verdient alle die quälenden Empfindungen, die ihm die Sittenlosigkeit seines Freundes verursachen würde. Bilden Sie sichs also ja nicht ein, daß ich mich damit beschäftigen werde, Ihre Beschuldigungen zu widerlegen. Wissen Sie also, daß kein mistrauischer, leichtgläubiger Charakter die Religion ehrt, deren ungeschickter Vertheidiger Sie sind. Alles, was Sie von mir lügen, werden Sie durch Ihre Reue büßen müssen; aber wehe Ihnen, wenn Sie die Geliebte meiner Seele angreifen! Ist es Ihre Logik, daß bedachtsames Zweifeln an religiösen Lehrsätzen auf Sittenlosigkeit hindeutet? So beweisen Sie dies. Ich glaube solch eine hassenswürdige Arbeit paßt sich für Sie. Helder, einst mein werther Helder, warum machen Sie mir das Blut in den Adern sieden? Mußten Sie, just Sie, mein Versucher zum Bösen sein? Bald, bald wird uns der Engel verlassen! Ach! dürfte ich ihm folgen! O! Leben, welch eine Täuschung bist du dann!! Noch so jung und schon dem Tode reif! In der

Nähe meines Lottchens werde ich die ganze Welt und auch — Sie vergessen.

W. Leevend.

Sieben und zwanzigster Brief.

Christine Helder an Jacobine Veldenaar.

Zärtlichgeliebte Veldenaar!

Es ist nicht nothwendig, daß die reizbarste Empfindsamkeit des Herzens, mit einem unbeständigen, veränderlichen Character vergesellschaftet ist. An Ihnen sehe ichs, daß Recht-

schaffenheit, Gelassenheit, Einsicht und Urtheilskraft nicht immer Kälte und Gleichgültigkeit zu Begleitern hat. Die Freundschaft, die weniger Wärme hat, mag ehrwürdiger sein, aber sie gewährt auch den Trost und die Hülfe nicht. Ich umarme daher in der auserkohrnen Freundin meines Herzens nicht allein Aufrichtigkeit, sondern auch zärtliche Theilnahme. Jeder Brief, den ich von Ihnen durchlese, giebt mir davon die redendsten Beweise.

Denken Sie jedoch nicht, daß ich mit meinem eigenen Kummer so belastet bin, daß ich an weiter nichts denken könnte. Die peinliche Lage, in der sich Ihre gute Mutter jezt befindet, schmerzt mich sehr. Ach! ist die liebe Dulderin nicht die Mutter meiner Freundin? Ist sie nicht der Gegenstand meiner Hochachtung, nicht die Gattin eines Mannes, den ich als Mensch und Lehrer verehre?

Was sind das für verabscheuungswürdige Menschen, die nur durch Grausamkeiten und Schandthaten gerührt werden. Die, wenn sie keine englischen Trauerspiele lesen, nichts von

ihrer Menschlichkeit gewahr würden. Leiden nicht viele Menschen an jenen feinern Empfindungen Mangel, die uns für das sittliche Schöne so sehr einnehmen? Viele ahndem so wenig von den edelsten Gefühlen unserer Natur etwas, als von dem Erhabenen in der Musik, Poesie und Malerei. Begeistert sie je die schönste Musik, die feurigste Beredsamkeit?

Mein Vater sagte einst, daß viele darauf nicht achteten, solche Empfindungen für Schwärmerei hielten, denen man weder Verstand noch Gutherzigkeit abstreiten könnte. Dies begreife ich nicht und so ist es auch nicht bei mir. Das Mitleid ist die entzückendste Empfindung, die meinem Herzen bekannt ist. Lese ich die Erzählung des Saint Preux an Lord Bromstrom, von seinem Spaziergange mit Julien, nach dem traurigen, öden, steilen Felsen und den einsamen Oertern hin, wo er einst wohnte, zeigt er ihm da die Gedächtnißzeichen seiner Liebe in den Felsen gegraben, nimmt er sie bei der Hand und spricht: Wie, Julie, sagt dir hier dein Herz nichts? Fühlst du nicht eine geheime Regung bei dem Anblicke eines Ortes, wo alles von dir

voll ist? Dann wird mein Herz von dem zartesten Mitleiden für Beide gerührt. Ob ich gleich ihre vormalige Schwachheit mißbillige, ich fühle es doch lebhaft, was dann als in den Herzen dieser unglücklichen, schwachen, aber keineswegs verdorbenen Menschen muß vorgegangen sein.

Da meine Seele nun eine solche Stimmung hat, kann ichs mir auch recht gut denken, was in Ihrem Herzen vorgehn muß, wenn Sie Ihre kränkelnde Mutter, umringt von ihren Kleinen und beobachtet von dem besten der Ehemänner und Väter, so ansehn. Ein Druck von der Mutterhand, ein seelenvoller Blick von ihr, ein mit Müh zurückgehaltener Seufzer, muß so viel sagen, daß das kräftigste, seelenvollste Wort dagegen nur wie ein leerer Schall klingt.

Nach solchen Erfahrungen kann es auch nicht anders sein, als daß ich weit mehr Mitleid für unsern Freund fühlen muß, als ich geneigt bin, ihn mit meinem Haß zu bestrafen; und ich fühle dies Mitleid für unsern Freund nicht

Landesbibliothek Oldenburg

darum, weil er Wilhelm Leevend heißt; sondern weil in seinem Betragen gegen sein geliebtes Lottchen, mehr Uebereilung und Schwachheit liegt und von Untugend und Bosheit gar nicht die Rede sein kann. Ach! es kostet auch meinem gefühlvollen Herz sehr viel, einem Gegenstande, den wir lange mit freundlichen Gefühlen, mit Achtung betrachteten, zu entsagen. Dies wird uns um so saurer, wenn es uns zur Gewohnheit geworden ist, unsere Mitmenschen so gern von der vortheilhaftesten Seite zu betrachten. Es schmerzt sehr tief, wenn wir es mit der Tugend redlich meinen, wenn wir wahrnehmen, daß ihre jungen, vielversprechenden Freunde sie verlassen.

Der Abschied von Ihren fürtreflichen Sytsama gehört unter die Scenen, die meinen Augen theure Thränen entlocken. Wenn würdige Menschen sich erheben, oder sinken, wir können dabei nicht gleichgültig bleiben. Diejenigen, deren Tugend in der Unempfindlichkeit besteht, die nichts billigen, was nicht durch die strengste Selbstverleugnung errungen wird, mögen dies von einer andern Seite betrachten, mir

ist es unmöglich. Aber welche Aehnlichkeit, welches Hinneigen kann zwischen braven Menschen und den Schandflecken unserer edlen, himmlischen Natur bestehn? Keine! Wir fühlen es, daß wir eben so wenig vermögend sind, ein tugendhaftes Herz zu verführen, als ein heiteres Kind zu vergiften; wir fühlen es aber zugleich auch, daß unser Herz eine schwache Seite hat, daß man irren kann, ohne etwas von seinem innern Werthe zu verlieren. Wir begreifen es eben so deutlich, welch eine starke Kraft erfodert wird, immer zu überwinden, wie wachsam wir sein müssen, wenn wir nie überrascht werden wollen. Diese Selbstkenntniß macht uns geneigt, über andere ein gelindes Urtheil zu fällen, auch dann, wenn wir selbst deshalb leiden müssen. Alltägliche Menschen, die die Ursachen und die Absicht immer nach den Folgen beurtheilen; sie, die nie im Kampfe unterlagen, weil sie sich nie ins Feld wagten, mögen mit unwissender Verachtung, mit ungegründeter Selbstzufriedenheit, auf ihre Nebenmenschen herniedersehn, die nach ihrem Urtheil tadelnswerth, strafwürdig sind; einsichtsvolle Kenner

des menschlichen Herzens, Leute von Verdienst, sind weniger strenge und urtheilen richtiger.

Hier empfangen Sie schon wieder einen Brief von Renting und die Kopie meiner Antwort. Lasse ich ihm nicht Gerechtigkeit wiederfahren, ob ich ihn gleich nicht lieben kann! Wir erwarten Madam Eberhards hier. Mutter will nicht, daß sie sogleich nach ihres Mannes Hause hinzieht, eh nicht alles in Ordnung ist. Sobald ich sie selbst gesehn habe, werde ich diesen Brief schließen.

* * *

Die Liebenswürdigkeit, mit dem einnehmendsten Betragen verbunden, von dem reizendsten Bau, ohne alle Steifheit und ungezwungen, etwas Zurückhaltendes, was jedoch nicht an jene widrige Blödigkeit und Schüchternheit erinnert, eine schöne, schlanke Figur, feine

Züge, liebe, sanfte, blaue Augen, schneeweiße Wangen, weibliche Gutherzigkeit und Empfindsamkeit, dies alles zart in einander verschmolzen, habe ich gestern in dem englischen Weibe des Herrn Eberhards umarmt. Sie müssen sie sehn, die Liebe wird der ersten Bekanntschaft bald folgen. Sie ersucht mich, Sie ihrer höchsten Achtung zu versichern. Mit Entzücken sehe ich dem Tage entgegen, wo ich Ihnen zeigen werde, wie so ganz ich bin

Ihre

C. Helder.

Acht und zwanzigster Brief.

Hedwig Eberhard an Adelaide Ryzig.

Werthe Freundin!

Vorgestern Abend sind wir hier gesund und wohl angekommen, ohne daß uns unterwegs ein merkwürdiges Ereigniß aufstieß. Wir fuhren bei dem Herrn Helder vor. Du weißt es, daß Madam es für gut gefunden hat, uns in ihrem Hause so lange wohnen zu lassen, bis in dem unsern alles in Ordnung sein wird. Herr und Madam waren nicht zu Hause und eine kleine

Unpäßlichkeit der Mamsell Helder war die Ursache, daß sie ihr Zimmer hüten mußte. Sie saß und las. Eberhards klopfte an die Thür, öffnete sie und präsentirte mich ihr mit vieler Artigkeit. Ihr erster Anblick war für mich überraschend. Sie war in ein weißes Nachthabit gekleidet und schien folglich keinen Besuch erwartet zu haben. Sie empfing mich nicht höflich, wenn ich das sagte, würde ich ihr unrecht thun, nein, mit offenen Armen empfing sie mich, sah mich aufmerksam an und hatte es nicht nöthig zu sagen, daß ich willkommen sei.

Du wirst mich wieder auslachen, das weiß ich wohl; allein es liegt für mich so etwas angenehmes darin, sagen zu können, daß ich nach ihrer Bekanntschaft gegeizt habe und daß ich bereits erfahre, welche Seelenharmonie unter uns statt findet, daß ich dir das Vergnügen des Lachens gern gönne. Ich hatte viel von ihr erwartet: ich kenne Wilhelms feines Urtheilsvermögen und seinen ausgebildeten Geschmack; jedoch hat man ihr nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Sie ist eine wahre Schönheit, voll edlen Stolzes, hinreissend, in der

vollen Jugendblüthe, natürlich, ohne künstlichen Schmuck. Ein Raphaelsgemälde ist sie, wie Eberhards sagt. Du verstehst mich.

Ich mache weder auf ihre Schönheit, noch ihren Verstand Ansprüche, aber das weiß ich, unsere Herzen sind mit einander befreundet. Sie ist meine Freundin und dies wohl in einem höhern Grade, als sie je die meine werden kann. Ich muß mich verständlicher ausdrücken. Ich meine, vielleicht kann sie mir nie einen solchen Schatz von Liebe geben, als ich für sie besitze.

Eberhards ging noch einmal aufs Comptoir und nach einer Stunde kehrte er mit seinem Freunde Renting zurück. Dies war eine der schönsten Stunden meines Lebens. Wir brachten sie in einem herzlichen, liebreichen und offenen Gespräche hin. Als die beiden Herrn ins Zimmer traten, saßen wir noch auf dem Sopha. Die Helder ließ für uns Viere decken und sagte: ich will meine Mutter einmal angenehm überraschen. Sie ließ deshalb den Wagen nicht vor der bestimmten Stunde wegfahren. Mein Ver-

langen, Madam Helder zu sehn, war sehr groß. So oft eine Kutsche vorbeifuhr, klopfte mir das Herz. Als um eilf Uhr endlich ein Wagen vor der Thür still hielt, veränderte ich meine Farbe. Die Freundin meiner Mutter! Ach!... Wir standen alle vom Tische auf. Herr und Madam traten in den Saal. Ich ging auf Madam Helder zu, ich bebte. Sie umarmte mich mit den Worten: Willkommen! Willkommen! Wir setzten uns alle wieder nieder. Die Mutter ließ ihre Tochter und mich, zu ihrer Rechten und Linken setzen. Herr Helder ist ein ernster Mann und ein liebreicher Vater. Die Madam sagte: daß ich vollkommen die Familienzüge meiner seeligen Mutter hätte. Mit Rührung blickte sie mich an. Mit Thränen im Auge, dachte sie an eine Freundin zurück, die in früher Jugend dahin starb, aber sie sprach über ihre Empfindung nicht.

Pracht und Ordnung geben hier den häuslichen Ton an. Obgleich alles in unserm Hause schon hinlänglich geordnet ist, so sind wir dennoch gebeten, noch einige Tage hier zu verweilen. Rotterdam ist eine volkreiche, geräusch-

volle, muntere Stadt, die mir wohl gefällt. Aber welcher Ort würde mir nicht gefallen, wenn ich da meinen Eberhard und eine geliebte Freundin Helder finde! Ich bin glücklicher, als ichs beschreiben kann! Es kann Dir dies nicht befremdend vorkommen, wenn Du dich in meine Lage versetzest und auf meine Art glücklich sein könntest. Ich bin mit einem liebenswürdigen und verständigen Manne vermählt, den ich mit ungetheiltem Herzen liebe, der allen meinen Wünschen zuvorkommen möchte, der sich so glücklich durch meine Liebe fühlt: ich habe eine Freundin und diese ist — eine Helder: ihre Aeltern behandeln mich, als ob ich ihr Kind wäre: ich bin reicher, als ichs wünschen kann: ich habe mich von dem kleinlichen Geschmack, der mir angelernt, nicht eigen war, losgerissen u. s. w. kann ich mehr verlangen? Ich zweifle keinen Augenblick an deinem Glücke, vielmehr bin ich davon fest versichert.

Welch ein unbedachtsames, flatterhaftes Mädchen war ich sonst! Du weißt das alles noch. Ich finde, man erhält eine gesetztere Stimmung, je mehr man sich von den Wohlthaten überzeugt,

die einem die Vorsehung genießen läßt. Ach! wie hart und ungewohnt kam es mir vor, ein Haus voll Glanz und Vergnügen, wie das meines Vaters war, mit dem traurigen Aufenthalte bei einem kranken, mir wenig bekannten, nicht sonderlich angenehmen Onkel vertauschen zu müssen. Ich hing ganz von ihm ab. Ich dachte damals so leichtfertig, daß mich weit größere Unfälle nicht sonderlich schmerzten. Eine gewisse gutmüthige Zufriedenheit, die in meinem Wesen lag, söhnte mich bald mit meinem unfreundlichen Schicksale aus. Jezt sah ichs ein, daß ich durch eine gewaltsame Kraft aus dem Kreise, in dem ich mich umherdrehte, gerissen werden mußte. Da ich in eine so öde Lage versetzt worden war, sich mir ausser dem Hause keine Vergnügungen anboten, sah ich mich genöthigt, mich selbst zu beschäftigen und zu unterhalten. Dies nanntest Du, unartiges Kind, meine sittliche Bekehrung. Giebt es denn eine andere, als diese? Die Manier, mit der du von mir schiedest, hatte für mich etwas sonderbares. Leugne es nur nicht, du warst gerührt. Deine Worte: „Hedchen, ich glaubte nicht, daß mich dein Abschied so erschüttern würde," wirkten so

auf mich, daß ich Dich feuriger als je umarmte. So ganz paßten wir für einander nicht, sonst wären wir zärtlichere Freundinnen geworden. Aber, wer von uns ist schuld daran, daß wir's nicht geworden sind? Das bleibt ausgemacht, ich nehme den größten Antheil an deinem Schicksal und verehre alle deine guten Eigenschaften. Möchte uns dein lieber Mann bald mit einer angenehmen Nachricht erfreun! Wärst Du nur schon Mutter!

Ich habe den Auftrag von der Madam Helder, deine Mutter von ihr zärtlich zu grüßen. Die Tochter versichert dich ihrer Achtung. Sie findet viel Originelles in deinem Briefwechsel und deinen Besuchen ihrer alten Tante De Vry. Sende mir doch einmal die zwei Briefe, worüber wir vor einer Weile sprachen. Doch, noch ein Wort über meine Freundin Helder. Ich weiß es nicht, ob es Renting mit ihr gelingen wird. Achtung und Freundschaft, aber keine Sympathie, entdecke ich in dem Verhältnisse der beiden Menschen: vielleicht ist der Major Veldenaar schuld daran. Das Provil von Jacobinen, von Wilhelm gezeichnet, ist sehr ein-

nehmend. Christinchen zeigte es mir und indem sie es ansah, sagte sie: sanft und still, so wie das Licht in das wohlgebaute Auge fällt, so wie der Thau auf die Blumen, das Mondlicht auf den, der Gefühl hat, der für diese Art der Empfindungen empfänglich ist, wirken, eben so wirkt dies Profil auf mich. Hast Du nichts Näheres von meinem lieben Wilhelm, oder von der würdigen Kranken gehört? Was dein Stiefvater doch wohl an Wilhelm geschrieben haben mag? Küsse Ryzig in meinem Namen und glaube, daß ich bleibe

Deine Freundin
H. Eberhards,
geb. Renard.

Neun und zwanzigster Brief.

Paul Helder an Christine Helder.

Liebe Schwester!

Es kann wohl noch etwas daraus werden, daß Du deinen Bruder ganz verpetimaitret zurück erhältst. Ich weiß jedoch nicht, ob ich das Stückchen Arbeit auf Unkosten und zum Trotz der Natur anfange. Werde ichs damit weiter bringen, als mit meinem Versemachen, weshalb du mir oft vorwarfest, daß ich Gedichte zum Verdruß Apollos mache? Wie dem allen auch sein mag, ich kann Dir auf mein Ehrenwort als Maurer

sagen, daß Du meine auf Reisen erlangte Geschicklichkeit, an deiner Garderobe wirst gewahr werden. Nicht, als ob ich mich rühme, etwas graziöses in Hinsicht der Tracht erfunden zu haben, aber ich werde deine Schleppen, deine Tuniken, deine Mameluckenermel nicht mehr durch meine Ungeschicklichkeit verderben. Wenigstens zwanzig Zeugnisse würde ich dir über die Wahrheit zusenden können, daß ich noch keine Dame, der ich die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, mit Brühe, Chocolade begossen habe, und ich esse doch, Dank sei es den Empfehlungsbriefen des Vaters, oft mit sehr Lieben. (Dies ist Wilhelms Wort, als ers noch verdiente, daß ich sein Freund war.) Ich wünsche, daß dein zur Satyre geneigter Geist, noch ferner etwas an mir zu tadeln findet, sonst würde ich viel verlieren und unsere Mahlzeiten würden dann nicht halb so heiter mehr sein.

Das Reisen gefällt mir recht wohl; ich war nie so gesund, so frisch, so froh gestimmt, als jezt. Hätte ich die seltene Gabe, gut zu erzählen, ich würde Dich von meinen Abentheuern

unterhalten. Du verlierst indeß nichts dabei. Dein ergebener Diener Renting kann deine Neugierde auf die angenehmste Weise befriedigen. Er hat ja alle die Oerter, die ich jezt besuche, gesehn und sich viel länger an denselben aufgehalten. Ich zeichne das Merkwürdigste auf, es soll in den Winterabenden vorgelesen werden. Doch, was sage ich! . . . Mein Christinchen wird dann weit bessere Gesellschaft haben, als einen so wenig geistreichen Bruder: denn ich hoffe, wenn ich zurückkehre, dich als Madam Renting zu umarmen. Wie wenig Mühe wird es dich nun kosten, Dir deine Aeltern zu verpflichten. Mehr als ein hübsches Mädchen hat hier auf die Gesundheit des liebenswürdigen Holländers ein Gläschen Wein ausgetrunken. Als ich ihr sagte, daß meine Schwester der Gegenstand seiner Liebe sei, mußte ich viele Fragen, die dich alle betreffen, beantworten. Mit wie vielem Vergnügen ließ ich dir Gerechtigkeit wiederfahren.

* * *

Als ich mich in . . . aufhielt, kam ich mit dem Herrn Jambres mehreremal zusammen. Aus einem finster umherblickenden Sauertopf, ist er zum ausschweifenden Schlemmer geworden. Er lebt wie ein Thier und spottet über alles. Sein trübes Gesicht ist von Unmäßigkeit aufgedunsen und mit Weinflecken übersäet. Er besitzt ausgezeichnete Talente und unerfahrne Jünglinge sehn auf ihn, wie auf einen la Mettrie, auferstanden, das wahre Menschenglück zu verkündigen. An einige reiche Ausschweiflinge setzt er schon seine Meinungen ab und giebt Unterricht über Lessings Fragmente. Er giebt vor, sie rühren von ihm her. Du kennst sie, das weiß ich.

Das folgende Gespräch hatte ich vor einiger Zeit mit ihm, in dem Hause eines angesehnen Mannes, dessen Sohn er zu verderben bemüht ist.

Er. Habe ich nicht die Ehre Herrn Helder zu sehn?

Ich. Mein Name ist Helder, Herr Jambres.

Er. Der Freund meines werthen Leevend?

Ich. Das war ich, als ichs noch sein durfte.

Er. Seine Freundschaft muß sie auch jezt noch ehren. Er ist ein vorzüglicher Jüngling. Sein Herz, sein Verstand. . .

Ich. Beide waren ausgezeichnet.

Er. Er hatte keinen kleinlichen Charakter, war für alle Eindrücke empfänglich. Seine Freunde gab er nicht leicht auf. Wissen Sie das wohl?

Ich. Doch nur solche, die er zum wenigsten dafür hielt, meinen sie.

Er. Er ließ sich auch nicht von einem gewöhnlichen Menschen bei der Nase herumführen.

Ich. Ich weiß es nicht, ob es sonderlich bescheiden ist, das große Wort zu führen und ausserdem ist es auch meine Gewohnheit nicht, viel mit denen zu streiten, an deren Achtung mir nichts liegt, mit denen ich nicht gern etwas zu thun habe.

Er. (Er schien sich beleidigt zu fühlen.) Wie? Mit denen sie nicht gern etwas zu thun haben? Ist es nicht der Beruf des Christen, auch das Unangenehme zu ertragen? Muß man nicht zeitig und unzeitig anhalten? Sagt Paulus nicht so? Er ist noch ein alter Bekannter von mir. Ja, die Oration, die er von dem König Agrippa hielt, zeigt von wahrem Rednertalent. Er hatte mehr Vernunft als Rabelais und Swift.

Ich. Wenn sie in dem Tone fortfahren wollen, werde ich mich genöthigt sehn, fortzugehn.

Ich will Dein Gehör weder mit seinen Unarten noch Lästerungen peinigen. Beim Desert zog er seine Brieftasche heraus, ich sah, ohne daß ich darauf zu achten schien, daß verschiedene

Briefe von Leevend darin lagen. Dies verdroß ihn: er that es gewiß nur darum, um mich darauf aufmerksam zu machen. Ist dies, sagte er zu einem Herrn, der neben ihm saß, nicht eine schöne Hand von einem zukünftigen Domine? Dies ward zugegeben. Ich schwieg. Er sprach weiter von Leevends Geschicklichkeit, seiner Liebschaft, seinem Streit mit dem Junker und seiner Freundschaft für ihn. Er sprach noch über manches, das mich wohl urtheilen ließ, wie Leevend denkt. Ich schrieb darüber auch einen ernsthaften Brief an ihn, aber seine Antwort ist so unbescheiden, so drohend, daß ich mich in Zukunft wohl hüten werde, mich mit ihm über irgend etwas einzulassen. Auch van Güldenstein habe ich angetroffen, der jetzt mit Jambres viel Umgang hat. Er ist gewiß ein rauher, trotziger Bursche, der wenig Verstand besitzt, aber doch über Dinge urtheilen kann, denen er selbst beiwohnte. Er erzählte mir, daß sich Mamsell Roulin in Wilhelm verliebt habe und daß er sie mit dem Versprechen, sie zu heurathen, verführt habe, daß er, nachdem er seinen Sinnentaumel befriedigt hatte, dies verweigere. Daß die Roulin, da sie voraussähe, sie werde früher

Mutter als Frau werden, in eine tödtliche Schwermuth verfallen sei, die sie wohl bald aus der Welt und ihn aus seiner Verlegenheit helfen würde. Er hatte auch vorgegeben, minderjährig zu sein. Welch ein Bösewicht! Armes, liebes Lottchen, hättest Du sie gesehn, Christinchen, Du würdest blutige Thränen über sie weinen!

Ich würde Dich beleidigen, wenn ich fürchtete, Du könntest um seinetwillen Deinen Vater erzürnen. Ich bitte Dich, liebe Schwester, zeige Deine Achtung für den väterlichen Willen dadurch, daß Du unsere Wünsche erfüllst. Vater hat sicher Gelegenheit, Leevend zu beobachten, die Nachrichten, die er von ihm erhält, sind schlecht. Ich vertraue Dir dies an. „Was auch geschieht, ein Libertin soll nie mein Schwiegersohn werden." Du kennst den unerschütterlichen Mann, der das Wort, was er einmal gegeben hat, gewiß hält.

Eh ich diesen Brief schließe, muß ich Dir melden, daß ich Deinen Heiligen, den Abt ... besucht und ihm gesagt habe, wie sehr Du ihn

Landesbibliothek Oldenburg

ehrst. Der Abdruck, den Du von ihm hast, gleicht ihm nicht. Ich werde Dir das Original, oder vielmehr eine schöne Copie davon besorgen. Größe und Güte sind seine Grundzüge. Stets

Dein

Dich liebender Bruder

P. Helder.

Dreißigster Brief.

Adelaide Ryzig an Hedwig Eberhards.

Nun gehörst Du auch zu meinem Orden; das ist nur allzuwahr. Beim Scheiden vom

Markt, lernt man die Kaufleute kennen. Was sind wir Menschen, die Frauenzimmer mit eingerechnet, für sonderbare Geschöpfe. Haben die Domines nicht recht, wenn sie sagen, daß wir blind sind? Sieh nun einmal, da sind wir nun, wie wir kaum das Kinderröckchen ausgezogen hatten, alle Tage bei einander waren, Visiten gaben und annahmen, Handlung spielten, mancherlei Narrheiten trieben, Millionen Schritte mit einander gegangen, ich habe eine Kanzelei, die aus schlecht buchstabirten Briefen und schönen französischen Visitenkarten besteht, alle von Deiner werthen Hand an mich geschrieben, und noch nie kam es mir in den Sinn, daß ich Dich recht lieb habe. Wäre ich nicht in diesem Zustande (von diesem Zustand einst mehr.) ich schlüge mich selbst, daß ich noch nie daran gedacht habe, als nun, da Du unser liebes Amsterdam verlassen hast. Aus lauter Verdruß über Deine Abreise, habe ich mir den Schnupftaback angewöhnt. Ich klopfte auf meine Dose, als ich mit Ryzig sprach und sagte:

Ja, ich kann wohl ohne sie leben.

Landesbibliothek Oldenburg

Aber ohne Schnupftaback lebt Adele Ryzig nicht.

Was hilft dies nun alles? Helfen? Wer weiß, ob der Taback nicht ein Gegenmittel, gegen manche Sünde ist; denn ich könnte Dich mit Deinem gefühlvollen, weichen Herzen doch heydnisch plagen, und das alles um Dich zu quälen; denn ich tadelte dies weiche Herz nie an Dir. Wenn Du bei gewissen Gelegenheiten, wo Du nicht bemerkt zu werden glaubtest, mit einer unwillkührlichen Thräne Dein Gesicht ein wenig über den Gegenstand hinneigtest, still standest, so wie jüngst bei dem schlafenden Kinde, das in dem Schooß seiner Mutter ruhte, die mit dem Gesicht einer Madonna, auf den Athem des Kindes lauschend achtete, und bei einer solchen Scene schweigend, fast maschinenmäßig, mit Wärme meine Hand drücktest, die Farbe im Gesichte veränderteſt und mich verstohlen, fürchtend, daß ich es bemerkte, ansahst, ach! da hätte ich Dich in meine Arme drücken können, wenn ich nicht bange gewesen wäre, daß dies mich bei meinem eigenthümlichen Wesen närrisch kleiden würde. Was plaudert meine Feder da nun wieder! Sie will wohl alles ver-

rathen, was in meinem Innern vorgeht. Ich werde sie wegwerfen und eine andere nehmen. Sieh, es liegt nicht an der Feder, diese will denselben Gang gehn. Es liegt an mir, wie ich sehe. Wie steht's? Ich hoffe doch nicht, daß meine nun so gravitätisch einherschreitende Weisheit mich neuer Fehler züchtigt? Bin ich denn eifersüchtig und zwar auf Christinchen Helder? Das würde mir schön lassen! Ich sehe nicht allein das Schlechte, sondern auch das Thörichte davon deutlich ein. Wenn ich nur etwas besser mit mir zufrieden wäre, ich würde im Stande sein, mir selber die Cour zu machen, indem ich diese sehr unredliche Eifersucht auf die Liste meiner bösen Vorbedeutungen klebte.

Meine jetzige Lage ist die angenehmste nicht. Ich würde indeß an keine Beschwerlichkeiten denken, wenn Eduard nicht bisweilen ein so trübseliges Gesicht machte, als ob er mit der letzten Post Nachricht erhalten hätte, daß alle seine Schiffe in Neu-York aufgebracht und für eine gute Prise erklärt sind. Ich beklage ihn indeß gar nicht. Es ist, sage ich, deine eigene

Schuld. Ein so gesetzter und verständiger Mann, hätte das früher bedenken sollen. Du, Hedchen, bist zu sehr auf seiner Seite, um mir Recht zu geben: nun ich muß dies so hingehn lassen, weil ich auf Dich eifersüchtig bin. Was meinst Du damit: „ich zweifle nicht, ob Du minder glücklich bist." Ist dies nicht eine Lehre für mich? Ich zerbreche mir darüber den Kopf nicht. Ich habe einen braven Mann, der's gut mit mir meint; wenn wir uns zanken, so ist er immer Schuld daran, das ist alles. Meine Schwiegermutter behagt mir nicht, aber ich gefalle ihr auch nicht. Mit unserer Gerrit lebe ich in offener Fehde. Die Mutter, und das ist gut, hält sich an ihrem Offensiv- und Defensiv-Traktat, geschlossen mit Sultan Gerrit.

Ich werde, wenn alles nach Wunsch geht, bald Mutter sein, und ob ich gleich nicht viel von Kindern halte, ich glaube es wenigstens, so werde ich mich doch mit den meinen recht gut vertragen.

Meine Laune ist nicht zum Lachen. Wilhelm und noch mehr sein Lottchen, macht mir viel

Kummer; sonst müßte ich laut über die Weisheitsmine lachen, die Du annimmst, wenn Du von meinem Zustande sprichst. Du lebst erst zwei Wochen im Ehstande und sprichst schon vom wagen, vom bedenken, in welchem Zustande ich bin? Ich hoffe doch nicht, mein weichherziges Täubchen, daß Du besondere Veranlassung in Dir selbst fühlst, die Dich auf meinen Zustand so aufmerksam macht? Du willst Dir bei mir wohl ein besonderes Ansehn geben! Nicht so? das einer vermählten Frau. Sei nur noch acht Wochen ruhig, und sobald ich weiß, was auf dem Stapel war, sollst Du es erfahren, eh noch die Comunikationsbriefe gedruckt sind. Grüße Mamsell Helder von mir und schreibe mir immer viel von ihr. Ich bin wieder einen ganzen Nachmittag, ja bis Abends um neun Uhr, bei Mamsell de Vry gewesen. Eduard glaubt gewiß, daß ich bei dieser Rarität, (sie ist nämlich eine Jungfer von fünf und siebenzig Jahren, reich, ansehnlich, die einst sehr schön war, wie aus den Trümmern ehmaliger Reize hervorblickt, gewiß eine Rarität in einem Naturkabinet vorstellt, vielleicht in die Classe der Versteinerungen gehört, da sie nie verliebt gewesen ist, mit der wir nicht

umsonst harmoniren,) daß ich bei dieser Rarität sehr wohl verwahrt bin. Sie hat einen originellen Charakter und ich ziehe ihre Gesellschaft jeder andern vor. Wir ketzern abscheulich, das ist wahr, und ich kann mit ihr nicht über die Komödie, oder das Band einer Mamsell Wattier plaudern. Meinen Brief an sie, kann ich Dir nicht geben, aber ihre Antwort erhälst Du hierbey. Ich mache von meinen Schreibereien keine Kopien, und ich mag sie um den Brief nicht bitten. Leb wohl

Deine

A. Ryzig.

Ein und dreißigster Brief.

Christine de Vry an Adelaide Ryzig.

Ihr Brief, liebes Kind, hat mir recht gefallen; nun, das können Sie wohl denken. Es ist bei mir schon ausgemacht, daß der, der Gutes thun will, um die Achtung der Menschen zu erwerben, seine Hände nur ruhn lassen kann; er thut Mönchsarbeit. Ich bin nun eine Jungfer von fünf und siebenzig Jahren, hatte stets Hang, Gutes zu thun, aber an die Welt ha-

be ich dabei nie gedacht. Ich bin eine wahre Protestantin; über mein Denken und Thun kann ich also keinen unfehlbaren Richter anerkennen. Handeln Sie auch so, folgen Sie Ihren eigenen Einsichten, Sie werden dann am sichersten gehn.

Stets hört man klagen, daß die Menschen so veränderlich sind, daß sie so ungleich handeln. Das kann nicht anders sein. Die meisten Menschen sind Spiegel, sie werfen das ihnen Vorgehaltene zurück, haben nichts Originelles, nichts Charakterisirendes, als das Reflectiren. Wollen Sie lieber, daß ich meinen Vergleich vom Schauspiel nehme? Gut. Alle Menschen sind Schauspieler. Jetzt wird eine plauderhafte Nichte, dann eine Tante vorgestellt, von der sie erben müssen; dann die Haushälterin des Neffen; dann Madam Grill, die sich auf ihrer Villa viel Vergnügen schafft; dann Mamsell Ding, die viel bei ihr kauft und sie in ihrer Kutsche oft mit aus der Kirche nimmt. . . Kurz, sie spielen alle verschiedene Rollen, je nachdem sie sie für ihr Interesse nöthig erachten. Da sie nun verschiedene Personen vorstellen müssen, so ist's

natürlich, daß sie sich auch sehr unähnlich sein müssen. Setzen Sie noch hinzu, daß blöde, furchtsame Menschen, am allererſten zur Falschheit übergehn können, ja müssen: solche Menschen haben keinen festen Punkt, auf den sie sich stützen. Aus kindischer Nachgiebigkeit werden sie sogar über eine beleidigte Freundin spotten, nicht aus bösem, verdorbenem Herzen, aber aus Schwachheit, welche den Petrus vermochte, seinen Herrn zu verleugnen. Interesse und Bösartigkeit machen nicht halb so viele Scheinheilige und falsche Freunde, als jene Schwachheit, die allen Eindrücken nachgiebt.

Wie steht's denn in Ihrer großen Welt? Wie's in der meinen war. Die Moden verändern sich, aber die jungen Leute bleiben immer dieselben. Die jungen Koketten treten in die Fußtapfen ihrer Großmutter. Entblößte Busen, luftige Tänze, Spielsucht, Bursche, die ihre Hände mit Mandelklei waschen und ein ganzes Haus parfümiren, alles, wie vor funfzig oder seazig Jahren. Was man nun eine Dame von Ton nennt, nannte man zu meiner Zeit eine Dame von schönem Air. Unsere Lebensweise war

die heutige. Man ging damals auch aufs Betrügen aus und betrogen — kam man zu Hause. Alle großen Gesellschaften sind maskirte Bälle. Man könnte sich so ankündigen: diesen Nachmittag werde ich die Ehre haben, folgende Personen darzustellen . . ; dann könnte man zwar nicht die Rechtschaffenheit, wohl aber das Talent der Schauspielerin bewundern.

Hören Sie, Kind, alles, was die Welt Böses von mir spricht, besteht darin und bestand stets darin, wenigstens seit ich fünf und dreißig Jahr alt war und alle unsere feinen Herrchens andern zum Erbtheil überließ. Christinchen de Bry ist ein wunderliches, ein eigenes, ein eigensinniges Geschöpf. Könnte ich auf ein Lob stolz sein, ausgesprochen von einer so verächtlichen Person, als die Welt ist, dann wäre ich's; allein das ist nicht zu besorgen. Und worin besteht nun eigentlich meine Sonderbarkeit? Darin, daß ich keine Schauspielerin sein will und durchaus nur meine eigene Person vorstelle; daß man mich nie zu einer Drehorgel umschaffen konnte; sondern daß ich nach einer kleinen Anzahl bestimmter Regeln lebte, rede noch, wie ich

denke und denke, wie ich denken muß. Werdet dieser Welt nicht ähnlich, das ist eine evangelische, aber zugleich auch eine philosophische Lehre. Dieser Lehre zu folgen, kann also nicht tadelnswerth sein. In dem eigenen Herzen muß es immer gutes Wetter sein. Sagt Vater Luiken nicht recht artig: wenn's draußen wüthet, herrscht im Innern Ruh. Ja, Adele, ich finde noch Geschmack an Jan Luiken.

Nun muß ich wohl bald sagen: Christinchen de Vry, du wirst alt. Man sehe, welche Redseligkeit! Ich pflege so schön bei der Stange bleiben zu können. Nun, warten Sie nur einen Augenblick. Worüber schrieb ich doch? Ja, es ist sonderbar, wie die Kräfte bei alten Leuten abnehmen! Mein Gebiß und Gesicht werden mir treuer bleiben, wie ich glaube, als mein Gedächtniß, und die Kraft, deutlich zu denken. Alles, wie es Gott gefällt. Die Mobilien werden schon sicher etwas aufgeräumt, und das ist eine gute Erinnerung für mich, nach meinem ewigen Hause zu gehn. Es ist alles in Bereitschaft. Ich bin gesättigt von dieser Lebensmahlzeit, und ob ich gleich nichts dagegen

Landesbibliothek Oldenburg

habe, mit jungen, fröhlichen Leuten, die mich für keine lästige, alte Jungfer halten, wofür ich mich wohl in Acht nehme, noch etwas aufzubleiben, mit ihnen zu scherzen und zu plaudern, so werde ich doch, wenn der Herr über Alles mir einen Wink giebt, aufstehn, herzlich dankbar für die gute Bewirthung sein und meinen Platz einer andern überlassen.

Man sagt: man muß sich in allen gleichgültigen Dingen, nach dem Kreise, in dem man lebt, nach dem Lande, in dem man wohnt, fügen u. s. w. Diese Regel ist mir sehr wohl bekannt. Wer muß und kann nun, dies bleibt die Frage, bestimmen, was mir gleichgültig sein muß? Die Farbe meines Kleides, die Falten meiner Haube, meine Stühle, meine Schränke, mein Silber? Ach! ich bin so biegsam, wie ein Handschuh von Glanzleder. Ist dies die Farbe, die ich haben muß? — Ja! — Gut, ich will ein Kleid von der Farbe haben. Muß ich eine Haube aufsetzen, um nicht in der Tracht meinen Dienstmädchen zu gleichen? Schickt euren Bedienten nach der eleganten Mamsell le Grange; mein grauer Kopf, mit allen seinen

natürlichen Locken, wird sich gern zur Ehre des Vaterlandes ausputzen lassen. Sind meine Stühle für eine so reiche Dame, in solch einem prächtigen Hause, zu altmodisch? Wohlan, so bestellt mir sechs Dutzend andere, ich werde sie an recht hübsche junge Leute in meiner Nachbarschaft verschenken. Diese werden sich darüber sehr freun. Sind sie für die Leutchen zu schön? So gebt ihnen das Geld dafür. Muß ich, statt der Schränke, Komoden und Secretairs haben? Verändert die alten Meublen, gebt mir neue und modische. Der Tisch! ja mein Freund, ich bin's so mit ihm gewohnt, ich habe schon an sechzig Jahr an demselben geschrieben, aber wohlan, ich gebe ihn auch für einen andern hin. Ich möchte es nicht gern, daß meinen Freunden des Tisches wegen, der Thee weniger angenehm schmecken sollte. Schickt ihn nur immer in eine Auction.

„Gehn sie in die Kirche, zum Abendmahl? Das thun Tausende, die eben so denken, wie sie." Hier, mein Freund, habe ich meine Linie gezogen, die nicht überschritten wird. Just hier ist ihre Macht und meine Nachgiebig-

Landesbibliothek Oldenburg

keit zu Ende. Ich lege kein falsches Bekenntniß ab. Ich gebe nicht vor, daß ich ausgehe, um belehrt zu werden und mich zu erbaun, wenn ich weiß, daß ich werde fragen müssen: „was wird uns dieser Plauderer sagen?"

„Bewirthen Sie ja nicht ihren armen Nachbar in ihrem Hause, Sie machen sich dadurch lächerlich. Geben Sie ihm lieber Geld, daß er sich in seinem eigenen Hause ein Vergnügen machen kann." Nein, mein Freund, Sie mögen eine schöne Kenntniß von neumodischen Meublen haben, aber vom Wohlthun haben Sie keine. Ich gebe nicht, wie viele thun, mit weggewandtem Gesicht und unwilligem Herzen. Die Leute könnten sich auch über meinen Ueberfluß betrüben, aber nun, da ich mittheile, da ichs mit einer gewissen guten Manier thue, danken die guten Menschen ihren Gott, daß er mich so reich gemacht hat."

„Aber es ist doch für eine Frau, wie Sie sind, eine lächerliche Handlung, Steine aus dem Wege zu räumen, damit kein Mensch darüber falle, oder sich Schaden thue." Seit

wenn ist denn unsere holländische Nation so zum Lachen gestimmt, daß das Unglück eines Menschen im Stande ist, sie zum Lachen zu reizen? Zu welch einer Art des Lachens gehört dies? Denn es giebt mindestens so viele Arten des Lachens, als des Küssens. In meinen jungen Jahren, habe ich einst bei der Gelegenheit, wo der Herr P. . . . über die Worte sprach: daß Judas ihn mit einem Kuß verrieth, sagen hören, daß es wohl zwanzigerlei Arten des Küssens gäbe.

Der Weg zur Ruhe, zum Glück, meine Freundin, ist der: erleuchten Sie ihren Verstand; sein Sie in Ihrer Beurtheilung nicht zu warm und gründen sie sie fest; lieben Sie das Wahre; gewöhnen Sie sich daran, sich von Ihren Handlungen selbst Rechenschaft zu geben; haben Sie Achtung für sich selbst; überlegen Sie stets; bekümmern Sie sich nicht um die willkührlichen Begriffe der Welt. Oft höre ich sagen: habt Achtung für brave, gottesfürchtige Leute. Nichts ist billiger, wenn sich diese braven, gottesfürchtigen Leute auch die Mühe nehmen, mein Wesen, eh sie es beurtheilen, auch genau zu

untersuchen. Eh sie das nicht thun, achte ich auf ihren Charakter nicht. Allein das geschieht nicht immer. Sie haben zu viel Verstand und Weltkenntniß, um mich nicht zu verstehn. „Ein braver Mann kann ein unbefugter Richter sein.“ Er braucht mich, um mich zu beurtheilen, nicht so zu kennen, wie Gott und mein Gewissen mich kennen. Für seine Redlichkeit habe ich Achtung, aber sein Ausspruch gilt mir nichts.

Alte Leute und besonders alte Jungfern, sind plauderhaft, dies mag wohl die Ursache sein, daß ich immer noch fortschreibe. — Sie wissen, daß ich den allgemeinen Glauben, den sonderbaren Lehrsatz des ernsten Apostels Jacobus, sehr bestreite: „Alle Ungerechtigkeit ist Sünde.“ Dadurch bin ich in der Welt ins schwarze Register gekommen; denn sie hat das Vereinigungsformular angenommen: keine Ungerechtigkeit ist Sünde, als nur eine solche That, die uns Verachtung zuzieht und uns die göttliche Strafe fürchten macht. Man ißt mit dem Geizhalz; lebt mit dem Lästerer in Gesellschaft, geht mit dem Trotzigen um; ist freundlich, vertraulich mit dem Harten, dem Unempfindlichen. Ich

habe dabei kein Interesse, aber ich ärgere mich doch darüber. Ich mag indeß die Menschen nicht gern von ihrer schlechten Seite betrachten, ich betrübe mich dann nur und alte Leute müssen frohen Muthes zu sein suchen. Das Alter ist, an sich betrachtet, eine Krankheit, die man möglichst zu vergessen suchen muß.

Wie groß ist doch die Uneinigkeit zwischen Ihnen und dem Stiefvater! Ich begreife es wohl, daß unter ihnen keine Harmonie statt finden kann, allein man muß auch nicht Trauben von den Dornen lesen wollen. Besuchen Sie mich einmal, so werde ich mit Ihnen darüber plaudern. Wahrscheinlich wird's Ihres Bruders wegen sein. Ich beklage nur Ihre Mütter. Grüßen Sie Ihren Mann von mir, den ich sehr hochachte. Nun empfehle ich mich Ihnen und bin

Ihre
geneigte Freundin
C. de Bry.

Zwei und dreißigster Brief.

Gerhard van Oldenburg an Wilhelm Leevend.

Unterließe ich's nicht seiner Mutter wegen, ich würde ihm auf seinen impertinenten Brief eine Antwort schreiben, die ihm in der Folge die Lust wohl nehmen sollte, mich auf eine so schlechte Art durchzuhecheln. Aber warum soll ich mich mit einem so schlechten Vagabonden weiter abgeben? Wärst Du mein Sohn, ich würde die Sache bald zu Ende bringen, Du segeltest mit der ersten Gelegenheit aus dem Texel. Deine gottlosen, ketzerischen Begriffe sind uns

wohl bekannt, ob wir gleich nicht so gelehrt sind, wie der Herr Studiosus. Geh Du nur immer deinen Weg fort, Du wirst dich schlecht genug dabei befinden; und Hochmuth kömmt vor dem Falle. Ich schäme mich vor deiner Mutter, daß diese solch einen schlechten Jungen hat: na, sie hat Dich auch genug verdorben. Geld gebe ich nicht, keinen Deut; was Du nicht hast, kannst Du nicht vergeuden. Wolltest Du dir's einfallen lassen, ein Mädchen in die Familie zu bringen, mit dem Du so sehr im Gerede bist, so würdest Du mit mir einen Tanz bekommen. Verstehst Du das, Undankbarer? Weißt Du wohl, wie sehr ich deine Mutter bereichert habe? Du, auf ein Komtoir? Das gefiele dir wohl? Das ganze Komtoir hätte längst sein Buch zugemacht, hätte ich seinen Credit nicht erhalten. Das Satanskind, deine Schwester, muß mir nie über die Schwelle kommen, so, wie die mich reizt! Ich werde Beleidigungen von euch nicht länger ertragen und sollte Amsterdam auch auf den Kopf gestellt werden. Ich mag mich indeß mit solch einen Jungen nicht länger befassen. Wenn du wieder deine Mutter

um Geld bittest, werde ich anders mit dir sprechen.

G. van Oldenburg.

Drei und dreißigster Brief.

Wilhelm Leevend an Amalie Belcour.

Werthe Belcour!

Muß ich schreiben? Es ist mir fast unmöglich. Kaum waren Sie mit Roulin fortgegangen, da flossen Lottchens Thränen wie ein stiller Bach. Sie saß rückwärtsgelehnt auf ihrem Stuhl mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen. Dies Gesicht, das meine ganze Seele rührte, machte, daß ich in die Worte aus-

brach: o! mein Gott! Mit Mühe öffnete sie ihre matten Augen, richtete sie auf mich und hielt sie unbeweglich auf mich geheftet. Mein Kopf ruhte auf meiner Hand: ich war trostlos. Ach! der Abschied von Ihnen! . . . So viele Zärtlichkeit und doch auch so viele Kraft, sich zu bekämpfen, bis sie fort waren. Ich stand auf, nahte mich ihr, drückte ihre liebe, schwache Hand an mein durch Traurigkeit und Kummer zerrissenes Herz.

Lottchen. Welch ein angenehmer Frühlingstag ist das! Wie angenehm ist die Sonne, wie erquickt mich ihre Wärme! O! mein lieber Freund, segenen sie noch einmal die schönen Zeilen von Milton, beim Aufgang der Sonne. (Ich versuchte es, aber meine Stimme bebte, ich konnte weiter nichts, als sie ansehn.) Können sie's nicht? Geben Sie sich denn keine Müh? (Nach einer Pause blickte sie in den Blumengarten.) Wie schön ist die sichtbare Schöpfung! Wie sehn wir in allen die väterlichen Absichten dessen, der sagte: es werde Licht und es ward Licht! Er schuf uns nicht allein, um einst glücklich zu werden, er bildete auch unser ganzes

sittliches Wesen dazu. Der erschuf, der liebt auch! Bezweifeln sie dies, lieber Leevend?

Ich. Woher rühren doch die vielen Klagen, über die Unvollkommenheiten unseres Standes?

Lottchen. Sie entstehn meistens aus Stolz und Undankbarkeit, aus unrichtigen Begriffen von dem, was Glück ist.

Ich. Ist denn in diesem Leben mehr Gutes als Böses?

Lottchen. Das entscheide ich nicht; aber das weiß ich leider aus eigener Erfahrung, daß in uns die Veranlassung zum Bösen liegt."

Ich. Ganz? Mein Lottchen, sollte das wahr sein?

Lottchen. Vielleicht nicht ganz. Wir bringen gewisse Ereignisse nicht hervor, aber es hängt von uns ab, welchen Gebrauch wir davon machen wollen. Sie, mein Freund, bestimmten den Zufall mit Gildenstein nicht, aber

es stand bei ihnen, sich in der Sache ganz anders zu nehmen. Es war nicht nothwendig, daß sie ihn verwundeten; sie konnten ausweichen, fortgehn, verachten.

Ich. Ach! mein Lottchen, überlegt man wohl, wenn das Feuer der Leidenschaft in unsern Adern glüht?

Lottchen. Nein, sobald man seiner Hitze folgt, werden Kluge nicht anders, als Thörichte handeln. Der, der mit den Löwen spielt, ist nie sicher, daß sie ihn zerreissen; aber fodert es die Natur, ist es der Klugheit gemäß, mit solchen heftigen Feinden zu scherzen? Die Leidenschaften sind gezähmte, doch feindliche Thiere, die nur dann Schaden anrichten, wenn man ihnen den Zügel schießen läßt. Ihre Kräfte sind unbeschreiblich. Aber man sieht auch, daß der weise Schöpfer die stärksten Leidenschaften dem Menschen giebt, der mit den größten Seelenkräften ausgerüstet ist. Kraft, inneres Vermögen, mein Wilhelm, scheint auch der Hauptstoff aller ausgezeichneten Charaktere zu sein. Aus dieser Ursache sehe ich nicht ein, wie man

solche Menschen, die durch ihre Leidenschaften große Verwüstungen anrichten, so leicht entschuldigen kann. Sie sind verpflichtet und darum auch vermögend, ihre Leidenschaften zu den erhabensten Absichten zu gebrauchen. Sie haben so recht eigentlich den Beruf, groß werden zu können. Wie viel wird nicht von der ersten Richtung ihres Herzens abhängen, denken sie? Ein Kartusch hätte ein Türenne werden können; so gewiß wie eine Dame, die sich vorzüglich aufs L'Hombre versteht, Kraft des Geistes gehabt hat, eine schöne, durchdachte Handlung zu verstehn.

Ich. Ich danke für diese, mir ganz neue Belehrung. Sie, meine Liebe, werden der Befolgung derselben größtentheils ihr Glück zu verdanken haben. (Sie erröthete.)

Lottchen. Mein Glück? Leeyend! . . . Jedoch, wenn uns unser Gewissen sagt, du hast aus Liebe und Ehrfurcht vor Gott, deine Leidenschaften bekämpft, dann können wir wenigstens die Ankunft des Todes ruhig abwarten. Nicht sowohl unsere Fortschritte auf dem Pfade

der wahren Tugend, als vielmehr unser Bemühn, weiter zu schreiten, muß uns anfeuern.

Der trefliche Monolog Hamlets und besonders diese Zeilen:

Sein, oder nicht sein; das ist die Frage? *)

kömmt mir so schön nicht vor, wie er Ihnen scheint. Ich sehe nun die Sachen aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Sein oder nicht sein, ist für mich die große Frage nicht mehr. Ich werde fortbestehn. Ich werde dort die Arbeit fortsetzen. Der Tod hat mich vielleicht einige Minuten daran verhindert; ich werde einschlafen, aber beim Erwachen mein Geschäft weiter führen. Ich scheide von hier mit meinen eigenen Neigungen. Wer weiß es, wie viele Stände der Herrlichkeit und Glückseeligkeit ich durchgehn

*) To be, or not to be? — that is the Question.

muß. Ob ich je die höchste Stufe erreiche? Dies stelle ich dem Allweisen heim. Bald werde ich mehr erfahren, mehr wissen, als alle die größten Philosophen im Stande sind zu vermuthen.

Ich. Ich bin von meiner Pflicht überzeugt, ich werde mich bemühn, sie zu erfüllen. Und doch. . . Ach! mein Lottchen! . . . (Ich umarmte sie wehmüthig.)

Lottchen. Und doch? . . . Welch eine Vorstellung regte sich da in ihrer Seele?

Ich. Die einzige Vorstellung, die mich jezt beherrscht, Betrübniß über ihr baldiges Scheiden. (Mit bethränten Augen blickte ich sie an.) Sollte denn jede Hoffnung verschwunden sein?

Lottchen. Beruhigen sie sich ein wenig; setzen sie sich zu mir; ich muß noch einmal vertraulich mit ihnen reden. Nein, es ist keine Hoffnung mehr vorhanden. Die Natur ist durch lange Kämpfe erschöpft. Ich muß nun die Folgen meiner eigenen Verkehrtheit mit Unterwer-

fung tragen, das ist billig. Wer Schwachheit säet, wird Ermattung ernten. Sie sollen mehr hören. Sie sind meines höchsten Vertrauens würdig. (Sie schlug ihre schneeweißen Arme um meinen Hals.) Ich habe sie geliebt Leevend, wie nie ein Mädchen geliebt hat. Mit einer Liebe habe ich sie geliebt, die nur in reinen Seelen herrschen kann. Eh ich sie kannte, sehnte ich mich nach einem unbekannten Gute. Ich sah sie, das war genug, ich hatte alles gefunden. Ihr unverdorbenes Herz, ihr reiner Geist, glühte auf ihrer Stirn, sprach aus ihrem Gesicht, das ganz offen, ganz herrlich ist. Da standen sie. Ich fühlte es, daß sie mein Ideal waren. Der Geschmack für das Schöne und Gute, wie mächtig fesselte er mich an sie! schnell gingen die innigsten Bemerkungen ihrer Seele in die meine über. Wir hatten alles gemeinschaftlich. Mit vollen Zügen trank ich aus ihren vielsagenden Augen Liebe. Ich untersuchte die Art dieser Neigung nicht, sie war zu unschuldig. Ich sah zu spät, daß ich, ach! mein Freund, daß ich noch nicht lieben konnte, wie die Engel im Stande der Vollkommenheit lieben; und ihr Herz war nicht mehr frei, als meine Seele die

Ihre umarmte und mit ihr verschmolz. Nichts ist dem zu vergleichen, was ich im Innersten meines Herzens niedergekämpft und gelitten habe. Ihr Betragen war musterhaft. Sagen Sie mir's, mein Leevend, habe ich ihnen eine heilige Pflicht schwer gemacht? Habe ich die Würde meines Geschlechts wohl stets behauptet? Frage ich mein Gewissen über diese Punkte, so giebt mir's eine beruhigende Antwort.

Ich. Was kann ich antworten! Sie vernichten mich. Jedes Wort ist ein Dolchstich. Himmlisches Geschöpf! Hassen sie mich nicht, da sie durch mich. . . (Sie legte ihre Hand, das thut sie öfter, auf meine Augen.)

Lottchen. Reden sie nicht aus. Unschuld ist ihr ganzer Charakter gegen mich. Sie haben sich edel betragen. Sie gaben mir nie Veranlassung, sie auszeichnend zu behandeln, aber ich konnte sie nicht sehn, ohne sie zu lieben. Nun wird bald alles anders werden. In dem Grade, als ich schwächer werde, wird meine Liebe gegen sie harmonischer, edler, heiliger.

Landesbibliothek Oldenburg

Nun liebe ich sie, wie sie mich geliebt haben, freundschaftlich.

Ich. O! warum, warum war mein Herz nicht frei! Wie glücklich würden sie mich gemacht haben! Ach! Lottchen! Bin ich die Ursache dieses stillen, tiefschmerzenden Kummers, der an ihrem Leben genagt hat? Mußte ihr Herz um dessenwillen leiden, der es liebt? Ich muß reden. . . Glauben sie nicht, daß sie allein unglücklich gewesen sind. Ich habe alle ihre Leiden bis aufs äusserste empfunden. Sie, die sie die Liebe so gut kennen und wissen, daß sie eben so sehr von der Freundschaft als Antheilnahme unterschieden ist, sie beschuldigen mich doch nicht?

Lottchen. Mein Freund! Sie beschuldigen? Weil ich fehlte? Nichts als Schuld macht uns eigentlich unglücklich; wenn wir diese Verstellung aufgeben, wohin werden wir dann gerathen! Beklagen sie mich, doch machen sie sich keine Vorwürfe, sie sind unschuldig.

Ich. Meine Vernunft stimmt mit ihnen überein; aber mein Herz. . .

Lottchen. (Mir in die Rede fallend.) Kann ihnen nichts zu verweisen haben. Herrscht Friede in ihrer Brust und sind sie getröstet, dann gehn sie mit Freuden ihren Weg. Vergessen sie nur nie, daß ich sie liebte und daß es bei ihnen steht, meine Schwachheit verzeihlich zu machen, sobald man sie kennt, wie sie sind. Vollenden sie die schöne, die edle Anlage ihrer ursprünglichen Natur und ich werde gerechtfertigt sein. Sie wissen, daß Bernhards mich liebt. Ich achte ihn hoch genug, um es mit Zufriedenheit vorauszusehn, daß sie beide einst theure Freunde sein werden.

Ich. Ich bin bereits sein Freund. Der Mann zog mich an sich, sobald ich ihn mit Aufmerksamkeit sah.

Lottchen. Sein Charakter ist stille, sittliche Größe. In ihm werden sie einen Schatz besitzen, wenn er sie erst genau kennt. Von meiner Freundin Belcour hätte ich mehr Fassung er-

wartet, sie war sehr, äusserst bei unserm Abschiede gerührt. Sie kennen ihren kalten, tiefdenkenden Charakter. Es scheint, daß alle Menschen auf einer gewissen Höhe schwach sind. Ihren Vorzug vor uns haben mehrere blos dem zu verdanken, daß ihre schwache Seite nie bestritten ward. Zeit und Religion werden ihr den Frieden ihrer Seele wieder geben. Fast mütterlich hat sie mich geliebt. Mein erkenntliches Herz fesselte mich an sie. Meine Freundin rechnete zu sehr mit ihren Gefühlen.

Ich. Man sagt, daß kluge Leute so handeln, sollte man sie deshalb tadeln dürfen?

Lottchen. Nein; aber ihnen nachfolgen können sie, kann ich das? Immer fühlte ich in meinem Herzen eine gewisse Leere. Eine höhere, zartere, geistigere Freundschaft, war sein Bedürfniß. Dies gereicht mir nicht zur Schande. Wir erhielten von der Natur nicht alle die Beschaffenheit. Trösten sie die Belcour, sie war unbeschreiblich gerührt.

Ich. Konnte sie anders sein? Sie, nach

aller Wahrscheinlichkeit, zum letztenmal an das mütterliche Herz zu drücken! — Wie hassenswerth würde dann in meinen Augen der Verstand sein! Die Natur, die Freundschaft, die Liebe, haben einmal solche lobenswürdige, achtungswerthe Schwachheiten. Thränen geben einem grosen Charakter mehr Würde, als jene abschreckende, in sich selbst zurückgezogene Kälte. Einer solchen Ehre entsage ich für immer, die ich als ein vernünftiger Mann einmal würde erwerben können, wenn ich ihr eine Entzückung meiner empfindsamen Seele aufopfern müßte. Nie, wie, sollen sich meine Bemerkungen auf mein wenig bedeutendes Selbst beschränken. Ich muß genießen, im edelsten Sinne des Worts, genossen werden, in den Busen meines Freundes sehn dürfen; aber mein ganzes Herz, so wie es in dem Augenblicke ist, wie es bewegt wird, lege ich auch seinen durchdringenden Augen dar. Es gehört ihm eben so gut, als mir. (Sie lächelte.)

Lottchen. Wie viel Freude machte mir dieser Enthusiasmus! Halten sie jedoch nicht eine ruhige Vorsicht für Menschenhaß. Alle recht-

Landesbibliothek Oldenburg

schaffenen Leute haben den offenen, glühenden Charakter nicht, können ihn auch nicht haben. Mit diesen Seelenneigungen werden sie oft hintergangen werden, wenn sie nicht vorsichtig sind.

Ich. Auf meiner Hut will ich sein, wenn mir jemand persönlich gefällt.

Lottchen. Das wollen sie? Werden sie's gewiß können? Leevend! Sie, Widerstand leisten, wenn ihre Brust in der Nähe dessen, der ihnen gefällt, freier athmet! Wenn sie im Innern bereits ein geheimes Verlangen nach ihm tragen? Wenn sie durch ein gewisses Gefühl beseelt werden? Sie, Widerstand leisten? Ach! mein Freund. . .

Ich. Ich bin stolz, mein Lottchen, sollte der Stolz das Werk der Vorsicht nicht ziemlich gut hinausführen?

Lottchen. Werden sie es wohl so weit bringen, daß sie ihren Freund so behandeln, als könnte er einst ihr Feind werden?

Ich. Nie, weder in diesem, noch in dem künftigen Jahrhundert. Wer dies thun kann, der beleidigt den Freund und dazu werde ich untauglich sein. Sobald ich Verdacht hege, ist keine Freundschaft mehr da. Menschenliebe wohl, aber Freundschaft unmöglich.

Lottchen. Immer das Beste zu glauben, zu hoffen, zu erwarten, um im Lichte zu wandeln, stets Gutes zu thun, um die menschliche Schwachheit zu entschuldigen, wenn man undankbar behandelt wird; das ist edel, schön, erhaben.

* * *

So weit hatte sie, jedoch mit vielen Unterbrechungen, langsam und leise gesprochen, als Roulin in die Stube trat. Er gab ihr einen Kuß in Ihrem Namen. Seine Augen verriethen es, daß er geweint hatte. Sie war auffer-

ordentlich liebreich gegen ihn, gab mir einen Wink, daß ich von unserm Gespräch nichts sagen sollte. Sie sucht jede Gemüthsbewegung zu verhindern.

Der Doktor verordnet weiter nichts, als einen lindernden, wenig nährenden Gerstentrank. Eh ich diesen Brief ende, muß ich noch folgendes hinzufügen, so sehr mein Herz dabei auch leidet. Gestern besuchte sie der Arzt viermal. Sie gebraucht kein Mittel mehr. Alles reizt sie dermaaßen, daß sie gewaltig, doch kraftlos hustet. Die Beklemmungen vermindern sich, aber die Ohnmachten kommen öfters wieder. Dagegen hat er etwas verschrieben.

Diesen Nachmittag ging sie, von mir und Klärchen geführt, vom Tische zum Fenster hin, um das Blumenbeet, das sehr schön und lieblich steht, noch einmal zu sehn. Sie blickte es mit einer Miene an, die mir's deutlich zu erkennen gab, was in ihrer Seele vorging. Ich kann ihre Gedanken leicht begreifen. Sie drückte mir die Hand und verwandte ihren matten Blick seitwärts. Endlich sagte sie: „es ist schön,

aber ich werde da nicht mehr lustwandeln." Sie wissen es, daß ich dieses Gärtchen für sie angelegt habe. Wir gingen zurück, als wir vor dem Spiegel kamen, stand sie einen Augenblick still, betrachtete sich aufmerksam und sprach: ist dies auch wirklich der Schatten Lottchens? Habe ich mich denn so sehr verändert?" Indem sie mich ins Auge faßte, sagte sie zu mir mit der ganzen Harmonie, die ihrer Stimme so eigen ist und die ich nie aus dem Gehör verlieren werde: „der Schleier des Sterblichkeit mag hinwegfallen, ich lebe fort und meine Augen werden Gott sehn!"

Kaum hatte ich so viel Kräfte, sie nach ihrem Stuhl hinzuführen. Ich fühlte alles und wünschte noch mehr fühlen zu können. Dieser Engel wird bald aus unserm Kreise fliehn! Ich muß die Feder niederlegen, meine Hand zittert. . . .

* * *

Den übrigen Theil des Nachmittags und Abends verhielt sie sich still und ruhig. Sie war mit innerlichen, heiligen Gedanken beschäftigt. Die kleine Bibel, in der sie immer ließt, wird mir, wie ich hoffe, einst zufallen. Auch um eine Locke ihres schönen Haars habe ich sie gebeten. Nicht etwa um einen Buchstaben daraus zu machen, so lange gebe ichs nicht aus meinen Händen, ich selbst will es zu einer Fruchtgarbe formen. Diese soll, hinter Kryall in Gold gefaßt, stets auf meiner Brust getragen werden. Sie lächelte, als sie mir diese Vergünstigung zugestand.

Schon um sieben Uhr brachten wir sie in ihr Zimmer. Ich werde sie mit Roulin noch einmal sehn, eh ich zu Bette geh. . . Sie schläft sehr ruhig. Dies sagten wir, Roulin und ich, mit einem Händedruck zu einander, mit einer Theilnahme, die unbeschreiblich ist. Clärchen schläft nun in einem Alkoven in Lottchens Zimmer. Sie wissen es, wie sie geliebt und wie ihr aufgewartet wird. Ich habe jezt viel Verdruß und

viel zu schreiben, aber kann ich an etwas anders, als an mein Lottchen denken?

W. Leevend.

Vier und dreißigster Brief.

Christine Helder an Paul Helder.

Lieber Bruder!

Mein schwesterliches Wort wird sicher dein freimauerisches Wort überwiegen. Nun dann aufs Wort: ich wünsche sechs Tuniken, eben so viele Kleider dazu und dich recht bald frisch und wohlbehalten zurück und dies alles aus sechs wichtigen Gründen. Drei davon sollst Du sogleich

Landesbibliothek Oldenburg

hören, sie heißen: schwesterliche Liebe, mädchenhafte Neugierde und weil dann Herr Renting uns auch eher besuchen könnte, ohne das es Aufsehn macht. Ich bin es fest überzeigt, daß Du es gut mit mir meinst, darum theile ich dir auch folgendes mit:

Den Herrn Renting betrachte ich als einen braven, liebenswürdigen Mann, dessen Freundschaft mir gar nicht gleichgültig ist, aber seine Liebe ist mir lästig, weil ich sie nie erwiedern werde. Ich habe ihn meine Art, wie ich über diesen Punkt denke, aufgedeckt. Man glaubt allgemein, daß ich mich mit ihm vermählen werde, aber einem edeldenkenden Mädchen kann dergleichen Geschwätz nie angenehm sein. Spare in der Folge deine Ueberredungskunst, Herr Renting wird nie mein Mann werden. Daß ich an Leevend nicht so oft denke, als man, wie ich besorge, vermuthet, kann ich dir versichern. Ich habe dazu, ausser der Verpflichtung, die mir die Kindespflicht auflegt, noch andere Gründe. Ich werde es nie verheimlichen, daß er mir ewig interessiren wird. Er hat mich ja

nie beleidigt, warum sollte ich ihm meine Achtung versagen?

Daß zwischen ihn und der Mamsell Roulin irgend etwas vorgefallen sein muß, ist entschieden. Daß sie jezt sehr krank ist und hinwelkt, weiß ich leider, allein die Ursache ihrer Krankheit ist mir unbekannt. Es ist für mich ein fürchterlicher Gedanke, die ganze Schuld ihres frühen Todes auf Leevend zu schieben. Seine freigeisterischen Gesinnungen kenne ich blos durch Gerüchte; was ich aber gewiß weiß, ist: daß Professor Maatig sehr mit ihm zufrieden ist. Hast Du denn, da Du so viel zu seinem Nachtheil gehört hast, nichts gehört, was für ihn spricht? Die beiden Zeugen gegen ihn, machen ihr Zeugniß sehr verdächtig. Güldenstein, wie dir nicht unbekannt sein kann, ist ein Schurke und wenn Jambres so sehr zum Thiere geworden ist, wie Du sagst, welches Gewicht kannst Du denn auf ihr Zeugniß legen? Leevend ist gefühlvoll, ist erkenntlich. Von Jambres hat er viel gelernt, ihm, da er noch Student war, viele Dienste geleistet; aber ob Leevend nicht mehr aus Dankbarkeit, als aus Freundschaft

mit ihm Umgang gepflogen hat, wirst Du gewiß wissen; ich vermuthete es blos, daß es so sein müsse, nachdem ich Jambres gesehn hatte. Könnten dies nicht Brief von Leevend an Jambres sein, die er schrieb, als dieser noch ein redlicher Mann war? Kannst Du durch die Adresse den Inhalt des Briefs beurtheilen? Dies verriethe zu viel Scharfsin. Ich kann es nicht bergen, aber ich denke bei dieser Gelegenheit an den französischen Wasserseher, der den Lauf der Flüsse durch eine Oberfläche von hundert Fuß, wie er erzählte, sehn konnte. Du mußt gegen Wilhelm sehr eingenommen sein, da Du alles aufraffst, was wider ihn ist. Es thut mir leid, daß Du an ihn geschrieben hast. Dein Eifer für die Tugend macht dich leichtgläubig, daß du etwas als wahr annimmst, was Du erst hättest untersuchen müssen. Ich fürchte, daß Du an deinen Freund, der stolz und gefühlvoll ist, so geschrieben hast, daß ers nicht der Mühe werth achtet, sich zu vertheidigen. Ist er auch schuldig, so wird er sich um so weniger zu einem Briefe an dich entschließen können, da seine eigene Großmuth ihm sagt: so würdest du nicht gegen einen Freund handeln.

Verdenke mir diese Bemerkung nicht. Gewiß, mein lieber Paul, man hat leider nicht oft Ursache, zu sagen: ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin, wie dieser Zöllner.

Du weißt es auch wohl, daß unsere Sittlichkeit sehr von den Umständen abhängt, in die wir versetzt werden. Wie viele fallen einmal in ihrer unerfahrnen Jugend, eh sie noch wissen, was eigentlich Tugend oder Laster ist. Wie viele haben ihr Unglück blos den Umständen zu verdanken, wie viele haben bis aufs Blut gekämpft, haben mehrmal überwunden und unterlagen doch einmal. Aus den Folgen können wir die Absichten nicht immer beurtheilen. Wir können ja, wenn wir nie auf die Probe gestellt wurden, nicht sagen: dies würde ich nicht und nicht so gethan haben. Adieu, lieber Bruder

Deine

liebende Schwester

C. Helder.

Fünf und dreißigster Brief.

Baronesse de Fliderai an Juliane van Oldenburg.

Geehrte Schwester!

Haben Sie nicht schon gehört, daß ich eine ruinirte Frau bin? Es ist alles fort, mein rosenfarbenes Kleid mit weißen Frangen und einige florne Halstücher abgerechnet. Himmel, mein Mann, nein mein Tiger, mein Plagegeist, mein Verführer, hat alles verspielt. Ich arme, verlassene Frau, bin nun in meinem vier und funfzigsten Jahr in der größten

Armuth. Ach! warum habe ich mich nicht zum Herrn gehalten, der doch niemanden verläßt, wie der Evangelist sagt: „bei mir ist die Weisheit und bei mir der Verstand." Wir haben stets, meine werthe Schwester, in solch einer guten Harmonie gelebt, daß ich hoffen darf, Sie werden mich, da ich nun arm und verlassen bin, nicht von sich stoßen. Ihr erster Mann, bedenken Sie, war ja mein leiblicher Bruder. Ach! dieser Mann ist auch todt! Alles ist fort; meine Uhr, meine Juwelen sind verspielt, meine Liebe und das Ungeheuer selbst, das nie ein Baron war, ist nach seinem magern Vaterlande geflüchtet. Man hat Arrest auf meine Meublen gelegt und wenn ich nach vier Tagen nicht tausend Gulden schaffe, droht man, mich ins Gefängniß zu werfen. (Welch ein gemeines Bürgerpack ist es doch!) Geld kann ich nicht anschaffen. Helfen Sie

Ihrer
unterthänigen Dienerin und
Schwester
M. Leevend, Baronesse de Fliderai.

Sechs und dreißigster Brief.

Adelaide Ryzig an die Baronesse de Fliderai.

Frau Tante!

Ich war eben bei der Mutter, als Ihr trauriger Brief ankam. Mutter ist, wie ich glaube, eine viel zu gute Frau, um sich mit uns zu befassen. Ich habe sie gebeten, Ihren Brief beantworten zu dürfen. Aber, Tante, ich muß es Ihnen sagen, daß Sie mit Ihrem Gedächtniß in gewaltiger Verwirrung sind; denn Mutter weiß sich nichts von der Harmonie mit

Landesbibliothek Oldenburg

Ihnen zu erinnern. Nun, das schadet auch nicht. Sie und ich haben wenigstens wundersam genug mit einander harmonirt. Ich zürne einigermaßen auf Sie, weil Sie mit einem so lumpigen Baron Ihr schönes Geld, das ich armes Blut so gern geerbt hätte, vergeutet haben; aber dennoch werde ichs nicht zugeben, daß die Schwester meines lieben Vaters Schulden halber, hinter das eiserne Gitter gesetzt wird. Hier erhalten Sie denn von meinem Gelde die nöthige Summe. Spielen Sie nun nicht mehr, als nur mit Pfeffernüssen; zu dem Ende sende ich Ihnen eine gute Portion davon. Legen Sie nur Ihr rosenfarbenes Kleid ab, Sie sind nun so halb und halb eine betrübte Wittwe und eins der beikommenden Kleider, das Sie mir selbst geschenkt haben, würde sich jezt weit besser für Sie passen. Mir liegt sehr viel daran, daß Sie öffentlich als die Schwester eines honetten Mannes erscheinen.

Hätten Sie wohl geglaubt, daß ich so gutmüthig wäre? Ja, das glaube ich. Wenn alles in Ordnung ist und Sie Ihren Mann,

Ihren Tiger, Ihr Ungeheuer, Ihren lumpigen Baron, auf immer laufen lassen wollen, dann wird mein Mann nicht unterlassen, für Ihr Bestes zu sorgen. Ich bin

Ihre

geneigte Dienerin und Nichte

A. Ryzig.

N. S. Wollen Sie mir gefälligst den Ausgang Ihrer Sache melden; so können Sie von der einliegenden Addresse Gebrauch machen.

Sieben und dreyßigster Brief.

Wilhelm Leevend an Amalie Belcour.

Wertheste Freundin!

Ja, ich bin gelassen, sehr gelassen, Sie sollen selbst darüber urtheilen. Ich weine nicht, ich seufze auch nicht. Sie sollen sehn, daß kein einziger Buchstab in diesem Briefe von einer Thräne verwischt ist. Ist sie nicht glückseelig? Unbeschreiblich verherlicht! Bin ich ihr Freund nicht? Hat sie mich nicht so feurig geliebt, daß alle ihre andern Neigungen dagegen zu dünnen Schatten verbleichten? Himmlische Glückseligkeit,

dies, dies ist ihr ewiger Theil. Ich sehe sie, sie schwebt auf einer luftigen, weißen Wolke über meinem Haupte. Nahe dich, steig herab, o! du seelige Himmelsbürgerin! Führe mich aus diesem dunkeln Thal der Schatten des Todes zu dir, die du die Meine warst. Die Meine? ja und durch meine Liebe, die nie von Leidenschaften entheiligt wurde. . . . O! mein Kopf, willst du denn von einander spalten? Mein Herz empfindet die schmerzhafteste Qual! Was fehlt mir denn? Die Feder fällt ja immer aus der matten Hand. Schickt nur den lästigen Arzt fort, man hat mir ja schon Blut abgelassen. Roulin stöhren Sie mich nicht. Ich bin ja gesund. O! sind Sie nicht der Freund, der Bruder meines Lottchens? Ist meine Mutter krank? Der Gram verwüstet die stärksten Körper. Ist Mamsell Helder gestorben? Was sagt sie? Ist die schöne Helder gestorben? Je nun, sie wird in den Gefilden des Friedens mein Lottchen sehn. Wird sie dann nicht glücklich sein? Und wäre sie noch auf der Erde, in solch einer Gesellschaft müßte sie glücklich sein.

Landesbibliothek Oldenburg

(Fortsetzung von Herrn Roulin.)

Brauche ichs Ihnen zu sagen, nachdem Sie diese Zeilen von unserm unglücklichen Freunde gelesen haben, daß meine zärtlichgeliebte Schwester den Tod überwunden hat? Nun habe ich nichts mehr. Mit dem Mädchen, dem so innig geliebten Lottchen, verliere ich alles. Was hatte ich, ausser ihr, in diesem Leben? Unser Freund ist in dem schrecklichsten Zustande. Ich darf ihn nicht allein lassen.

Diese Nacht, um ein Uhr gab sie ihren Geist, ohne eine einzige Verzuckung auf und lag auf seinen Arm hingebogen. Wie ich nun erfahre, hat er in sechs Nächten in keinem Bette gelegen. Sie ist sehr langsam gestorben. Sie blieb gelassen und ihr Verstand wurde nicht verdunkelt. Man hat ihm eine Ader geschlagen, aber das Blut schien erstarrt zu sein und floß wenig. Wie muß er sie geliebt haben! Jeder, der sie kannte, liebte sie auch unbeschreiblich. . . Wie verwirrt schreibe ich! Entschuldigen Sie dies wegen meiner Betrübniß. Sie werden gewiß hieher kommen, ich bitte Sie darum. Ab-

gemattet von Erschöpfung und Traurigkeit, schlief er ein. Mit meinem Ladendiener brachte ich ihn auf sein Sopha. So eben schlägt es zwei Uhr Nachmittags. Er schläft bereits vier Stunden, aber wie ängstlichbeklommen schläft er! Ein starker Schweiß steht tropfenweise auf seinem kalten, verzogenem Gesichte. Er schluchzt im Traume, seine Lippen bewegen sich. Er liegt da, wie ein Mensch, der einen andern beschützt, mit der rechten Hand scheint er etwas abzuwehren, mit dem andern Arm umfaßt er etwas. Ach! wären Sie bei uns! Mein Herz weint in mir. Ich verliere alles, da ich diese geliebte Schwester verloren habe. Beklagen Sie Ihren Freund

Roulin.

N. S. Melden Sie gütigst den Tod meiner geliebten Schwester Herrn Bernards.

Acht und dreißigster Brief.

Amalie Belcour an Jacob Bernards.

Werther Freund!

Erheben Sie sich über eine Betrübniß, die nichts als nachtheilige Folgen für Sie haben kann. Lottchen Roulin ist gestorben; so hat es Gott gefallen. Nun wissen Sie das, was man Ihnen zu hinterbringen fürchtete und nun lassen Sie uns einige Thränen ihrem frommen Andenken weinen. Natur, Freundschaft und Liebe

haben ein Recht dazu und die Religion verbietet sie nicht, wenigstens so lange nicht, als sie die Vernunft billigt.

Dieser traurigen Nachricht sah ich täglich entgegen. Als ich das letztemal bei ihr war, ahndete ichs im voraus schon, daß sie nicht lange mehr bei uns verweilen werde und dennoch überrascht mich diese Nachricht so sehr, daß mir die Voraussicht keineswegs dazu hilft, den Schmerz nur einigermaßen zu lindern. Es verlangt mich sehr, sie noch einmal zu sehn und an mein Herz zu drücken. Mein fester Charakter, meine mehrern Jahre, eine gewisse durch Unglücksfälle bewirkte Ergebenheit, hindert mich nicht, in meinem Schmerze eine gewisse Wonne zu finden. Ach! wüßten Sie, wie ich dieses Lottchen, auch da sie noch ein Kind war, geliebt habe! . . . Aber ich darf gewisse Gefühle des Herzens nicht aufwecken. Morgen reise ich nach Leiden. Ich werde da nur allzunöthig sein! Ich werde Ihnen alles melden, was da vorfällt, besonders wenn es Bezug auf Ihren bereits so theuern Freund Leevend hat. Lesen Sie alles, was ich

ihnen senden werde, so wie die Briefe numerirt sind. Leben Sie wohl, bester Freund!

A. Belcour.

Neun und dreißigster Brief.

Christine Helder an Jacobine Veldenaar.

Meine theure Veldenaar!

Beweinen Sie mit mir den Tod der unglücklichen Mamsell Roulin. Die junge Madam Ryzig hat diese Nachricht in ein paar rührenden Zeilen ihrer Freundin Eberhards mitgetheilt, die mich mit einem Worte davon benachrichtigte. Armer, armer Wilhelm! Das ist aber nicht

alles! Heute Mittag speißte hier Herr S . . . (der Sohn) der, wie Sie wissen, in Leiden studirt. Der Vater brachte das Gespräch absichtlich, wie ich nun merke, auf Leiden. Kennen sie eine Mamsell Roulin? fragte er den jungen Mann. — Ich habe sie gekannt, erwiederte er, sie ist in der Nacht vor meiner Abreise gestorben und man sagt, daß der Student Leevend fast wahnsinnig ist. — Das Böse lohnt seinen Stifter immer. Brauche ich Ihnen zu sagen, von wem und wie, diese strafenden Worte ausgesprochen wurden? Ich erschrack so sehr darüber, daß mein Herz fast hörbar klopfte. Ich durfte nicht aufsehn. Herr S . . . sprach von Leevend eben nicht vortheilhaft. Renting sagte: sie scheinen kein Freund von Leevend zu sein. — Ich sage nur das, was das allgemeine Gerücht von ihm sagt. Ich habe keinen Umgang mit ihm. Er hat wenig Umgang. — Das liebe Mädchen ist also tod? sagte mein Vater. Er sah mich aufmerksam an, meine Verlegenheit wurde größer. Renting durfte mich nichts fragen. Die Mutter schwieg.

Um alles, was ich in der Welt habe, wün-

sche ich Sie hier. Ich befinde mich gar nicht wohl. Mein ganzer Körperbau zittert. Welchen Zwang muß ich mir anthun. Ich darf um die Frühverstorbene keine Thräne weinen, man würde sie misdeuten, oder einer andern Ursache zuschreiben. Armer Wilhelm! Er mag unvorsichtig gewesen sein, aber mein Herz, mein Herz sagt es mir immer, daß er kein Verführer, kein Treuloser sein kann. Hätte er sich mit ihr vermählt! Konnte er das? Stand es wohl in seiner Gewalt? . . . Das weiß ich nicht. Ich kenne ihn, ich weiß es, wie unglücklich er nun sein wird. Nichts als eine Freundin, wie Sie sind, kann seine Seele heilen. Er muß seinen ganzen Schmerz ausweinen. Wie anziehend muß für ihn der Umgang mit einem so engelreinen Wesen gewesen sein! Er kann, wie ich fürchte, zu einer Melancholie übergehn, die . . . Ach! er ist davon so entfernt nicht. Alle Menschen mit Kopf und Gefühl, sind nur zu geneigt zu der für denkende Menschen so süßen Schwermuth. Seine Traurigkeit giebt ihn in meinen Augen eine gewisse Würde, die er sonst nicht hatte. Es muß doch ein herrliches Mädchen gewesen sein! Man foderte

das Unmögliche, wenn man von Leevend verlangte, daß er sie mit Gleichgültigkeit betrachten sollte.

An der Auszehrung gestorben! . . . Sollte dies war sein? Ich sage Ihnen alles, wie und was ich auf dem Herzen habe. Hier erhalten Sie einen neuen Beweis. Sollte sie Mutter geworden sein und dann. . . Nun wissen Sie alles, was mich so unerträglich drückt. Wo mag der unschuldige Liebling sein? Ach! Jacobine! Sie kennen mein ganzes Herz. . . Was wird aus Wilhelm werden? Müssen wir ihn denn alle verlassen, weil er nicht immer mehr war, als ein Jüngling? Mutter ist für Rentings Interesse nun auch sehr gestimmt. Ich kann nicht daran denken. Warum liebe ich ihn denn nicht? Lesen Sie die Antwort auf den Ihnen gesandten Brief von meinem Bruder. Die liebe Eberhards ist bereits in ihre neue Wohnung gezogen. Ich sehe sie nun nicht täglich mehr. Meine geliebte Veldenaar, wie unentbehrlich sind Sie jezt meinem betrübten Herzen.

Ihre ergebene
C. Helder.

N. S. Was werden Sie sagen, wenn ich Sie besuche, eh wir noch mit der ganzen Familie nach Beekenhof hinauskommen.

Vierzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Amalie Belcour.

Werthe Belcour! *)

Mein letzter Brief hat Ihnen gemeldet, daß unsere Freundin fast unmerklich schwächer wird.

*) Dieser Brief ist vor Lottchens Tode geschrieben. Er wurde beendigt, als sie schon todt war.

Der Doktor war diesen Morgen sehr früh hier. Er fand sie schwach, schlummernd. Er verordnete nichts. Im Vorhause fragte ihn Roulin, was er denke? Es geht langsam zum Ende, sagte er: „ich glaube nicht, daß sie den letzten Tag dieser Woche erreicht." Ich schlich mich auf mein Zimmer, verschloß es, warf mich auf einen Stuhl nieder und wiederholte immerfort die Worte: ich glaube nicht, daß sie den letzten Tag dieser Woche erreicht. Welch ein Ausspruch! Nun ist's Dienstag! Sie wird den letzten Tag der Woche nicht erleben! . . . Noch will ich hoffen. Sie ist ja noch nicht viel schlimmer. Ach! wertheste Belcour, ich bitte Sie, lassen Sie mich doch hoffen! Weiß es denn der Doktor so genau, wie weit sich ihr Lebensfaden fortziehn wird? Clärchen pochte an meine Thür und sagte: daß Mamsell Roulin nach mir frage. Ich muß sehr lange so gesessen haben, denn es war neun Uhr, als ich herunter kam. Das Frühstück stand in ihrem Zimmer vor dem Fenster. Lottchen saß in ihrem Stuhl. Ich konnte nicht reden. Roulin sah sehr traurig aus.

Lottchen. Guten Morgen mein Freund, wie stehts mit dem Fieber?

Ich. Es ist ganz vorüber, meine Liebe. Wie befinden sie sich?

Lottchen. Schwach, aber ich fühle keine Schmerzen und mein Geist ist ungemein heiter.

Roulin. Du hättest noch nicht aufstehn sollen, liebes Kind, du greifst dich zu sehr an.

Lottchen. Wenn ich zu müde werde, kann ich mich ja wieder niederlegen. Aber ich hatte ein so großes Verlangen, daß wir alle drei zusammen noch einmal mit einander frühstückten. Es ist so betrübt, sagst du immer, wenn ich nicht auf bin. Lassen sie uns frühstücken.

Beide. (Zugleich.) Ich kann nicht. (Sie lächelte und bog sich vorwärts.)

Lottchen. Soll ich mir denn selbst aufwarten? Ich möchte gern frühstücken. (Ich goß

Thee auf und nahm einen Zwieback.) So recht, kommt, wir müssen den Muth nicht verlieren.

Ich. Haben sie Muth? (Dies fragte ich mit einer Heftigkeit, die sie erschreckte.)

Lottchen. Muth zu meiner Genesung? Nein: aber hätte ich ihn, brauchte ich denn ihnen beiden Muth einzusprechen? (Wir schwiegen, sie trank eine Tasse Thee, versuchte von dem Zwieback zu essen, legte ihn nieder. Sie sah Roulin zärtlich an, hielt seine Hand in der ihren und küßte seine Stirn.)

Roulin. Lottchen, meine geliebte Schwester, sollen wir dich verlieren? So jung. . . . (Er versank mit seinen Gedanken in sich selbst.)

Lottchen. Es ist kein Verlust für eine Ewigkeit. Erinnerst du dich der Worte noch, die unsere Mutter wenige Stunden vor ihrem Tode zu uns sagte? Sind dir die Verheißungen Gottes nicht genug? Ich bin mir keiner muthwilligen Uebertretung bewußt. Ich habe meinen Gott sehr unvollkommen, aber doch aufrichtig

verehrt. Dankbar, ehrerbietig, mit frohem Muth, voll Vertraun auf den, der die Liebe selbst ist, dessen Gesetz nichts als Liebe ist, gehe ich aus der sichtbaren hinüber in die unsichtbare Welt. Mein Ende wird Friede sein. (Sie machte im Sprechen eine Pause und fuhr dann fort:) Ich werde nicht so gleich glücklich und es im höchsten Grade werden, sobald ich das Irdische unter mir sehn werde. Auch dort geht man weiter, von Tugend zu Tugend, von Kraft zu Kraft und folglich von Glückseligkeit zu Glückseligkeit. Hier in diesem Leben formt man das erste Glied aller unserer Gedanken, aller unserer Thaten. Die Beschaffenheit meiner Seele kann sich nicht verändern. Alle meine Wünsche, Gedanken und Thaten, haben für mich Folgen, die durch alle Ewigkeiten fortdauern müssen. (Sie schwieg und hob ihre Augen ganz begeistert gen Himmel.) Wie sehr viel muß noch verbessert, geläutert, veredelt werden, eh ich an dem für mich zubereiteten Heil Theil nehmen kann. (Da ich bemerkte, daß sie ausgeredet hatte, winkte ich Clärchen, daß sie das Frühstück wegnehmen und mir den Schreibpult geben sollte. Ich schreibe jezt immer in Lottchens Zim-

mer. Sie schlummert, meine Feder kratzt, ich werde sie also niederlegen. Ach! sie muß nichts stöhren.

* * *

Dienstags Abends um sechs Uhr.

Wenig Veränderung. Sie war zweimal sehr beklommen. Jezt ist sie besser. Sie fragte freundlich nach Ihnen. Sie fragte auch nach ihrem guten Bernards. Zärtlich und dankbar sollen wir ihn grüßen. Sie hat Ihnen ihren Perlenring und den Schreibschrank vermacht, mir ihre Uhr. Für Clärchen und Marie hat sie auch gesorgt und beiden für die musterhafte Aufwartung gedankt; desgleichen dem Doktor für seine unermüdeten Besuche. Dann sprach sie zu ihrem Bruder also: was kann ich dir vermachen? Es ist ja alles dein Eigenthum. Wie dankbar gegen dich gehe ich aus dieser Welt, mein Bruder, mein Freund, mein Vater! Immer tha-

test du mir gutes. Immer hast du mir das Leben angenehm gemacht. Allerbester Sohn! Allerwerthester Bruder! Sie küßte ihn und hielt ihn eine Weile umarmt.

* * *

Mittewoch Morgens.

Sie wurde gegen die Nacht so schwach, daß wir uns alle, ohne daß sie's wußte, nicht zu Bette legten. Sie wollte es nicht, daß der Doktor gehohlt werden sollte. Ich kann, sagte sie, nichts mehr nehmen, ich sterbe langsam.

Ach! was empfinde ich von einem Augenblick zum andern! O! Belcour, Belcour, kann der Mensch so viel leiden? Stundenlang sitze ich mehr todt als lebendig da, dem höchsten Schmerze hingegeben. Meine Augen sind sehr schwach. Tiefbetrübt brachte ich wieder die Nacht

hin. Sie weiß es nicht, daß ich in ihrem Zimmer sitze. Sobald Roulin weggeht, schlüpfe ich hinein, gebe Clärchen einen Wink, daß sie mich nicht verräth. Gott, sollte Morgen der letzte sein? Soll ich denn nur eine Nacht so höchst kummervoll durchringen?

* * *

Etwa um neun Uhr stellte ich mich so, als ob ich ins Zimmer träte. Sind sie es, mein Freund? fragte sie. Ich kniete vor ihrem Bette nieder. Sie reichte mir ihre Hand, drückte sie zart, aber matt und entkräftet. Ich konnte nichts fragen, sie fing also zu sprechen an:

Lottchen. Nun nicht lange mehr! Die glückliche Standesverwechslung wird wohl bald anfangen. Noch einige Ohnmachten und Beklemmungen und die Maschine wird abgelaufen sein. (Sie verstärkte ein wenig ihre Stimme.) O! mein Wilhelm, theurster Freund meines Her-

zens, möchte ihr Ausgang aus der Welt so seelig, so herrlich sein. (Sie blickte mich ernster an.) Lassen sie mich auf ihre Ankunft in den Gefilden des Friedens nicht vergebens hoffen! Bemühen sie sich, mich wieder zu finden! . . . Früh, sehr früh werde ich glücklich! (Sie drückte meine bebende Hand an ihr sterbendes Herz. Ich war ganz vernichtet. Mein Kopf sank, alles Bewußtseins beraubt, auf das Bette. Ich merkte endlich, daß mir Clärchen die Schläfe rieb.)

* * *

Nachmittags.

Sie war sehr unruhig, sehr unmuthig, sehr beklommen. Sie klagte nicht, aber eine ihr vollkommen fremde Unzufriedenheit hatte sich ihrer bemeistert. Sie ist misvergnügt über sich selbst, weil sie so unruhig ist, daß sie uns so viel Mü-

he verursacht. Das Bette war ihr zu enge. Sie wollte so gern auf dem Sopha liegen. Clärchen und Marie brachten sie dahin. Sie war so ermüdet, daß sie sogleich einschlummerte. Sie erwachte. „Ich lag da so wohl, so behaglich," sagte sie. Dieser bessere Zustand dauerte etwa eine Stunde, dann veränderte er sich. Sie war sehr beklommen, äusserst beklommen. Wir halfen ihr in die Höhe. Sie stemmte ihren Kopf gegen meine Brust. Roulin hielt ihr etwas zum Riechen vor. Ich zitterte so sehr, ob ich gleich alles that, dies Beben zu verhindern, da sie, wie ich fürchte, dadurch incomodirt wurde. Wir brachten sie in eine halbsitzende Lage. Die Mädchen hatten sich niedergelegt. Roulin wurde gerufen. Sie sah mich an und ich sie. Es kömmt mir alles so unbequem vor, sagte sie. Ich merkte, daß sie in dem Armstuhl zu sitzen wünschte. Was ist es doch in mir, Belcour, daß ich immer Lottchens Gedanken errathen kann. „Ich bin so müde vom Liegen," sagte sie. Ich ging einen Augenblick aus dem Zimmer, um Clärchen eine Bestellung zu machen. Sie kam sogleich und wir setzten die liebe Dulderin in den Armstuhl. Sie sitzt noch darin. Sie spricht we-

nig. In ihrem Innern herrscht das größte Leben. Sie ist ganz Andacht und Anbetung. Etwa so würde Raphaels göttlicher Pinsel eine bittende Heilige abbilden.

* * *

Acht Uhr des Abends.

Sie wird die Nacht nicht durchleben! Der Doktor kam noch einmal. Ich bin fast immer gedankenlos. Alles thue ich maschinenmäßig. In meinem ganzen Wesen herrscht eine große Lähmung.

Sie betrachtete ihre feinen, abgezehrten Hände mit Aufmerksamkeit und sagte: in keiner Woche war's mir auf der Brust so leicht, aber ich bin so kalt, zittere. (Sie sah, daß ich dann und wann eine Zeile schrieb.) An meine Freundin? An meine werthe Freundin? Hätte ich ihren weisen Rath befolgt. . . (Wir können

dem Mädchen mit der Ueberredungskraft nichts verweigern, sie bat:) lassen sie mich doch sehn, ob ich noch einige Zeilen werde schreiben können. Sie schrieb: „meine Augen sind so trübe, alles läuft in einander. Ganz. . . Leben Sie wohl, bis wir einander wiedersehn.

Lotte Roulin.

* * *

Mit bebenden Händen giebt sie mir die Feder zurück. O! diese Feder! . . . Ich werde sie nie entheiligen. So, wie sie ist, werde ich sie bewahren, so lange ich meiner noch selbst bewußt bin. Legen sie, so bat sie, ihr Schreibzeug auf die Seite. Mein lieber Roulin, mein lieber Wilhelm, es wird nicht lange mehr dauern; und ich muß euch so lange bei mir behalten, als ichs kann.

* * *

Donnerstags Abend.

Auf meinem Arm ist sie gestorben. . . Seit vergangener Nacht um ein Uhr, bis jezt um zehn Uhr des Abends, weiß ich wenig von dem, was geschehen ist. Ich lag auf meinem Bette und sehe, man hat mir zu Ader gelassen. Alles läuft zusammen und kreuzt sich durch einander. Wie ist's doch, habe ich an Sie geschrieben, oder nicht. Ich glaube es, aber wo ist der Brief? — Sie ist todt! O! gnädiger Gott! Sie ist todt! Auf diesen Arm bog sie ihr Haupt! Mit einem schwachen Todesschauer gab sie hier auf meiner Brust ihren Geist auf! . . . Und ich lebe! Schreckliche Erinnerung, mache mich nicht wahnsinnig! Diesen Arm hielt ich um sie: mit gebrochenen, sterbenden, starren Augen sah sie mich an. . . Mich sah sie an! . . Ich allein noch war für sie da, als bereits die ganze Schöpfung mit dem dunkeln Flor des Todes vor ihren Blicken bedeckt lag. O! Belcour! . . . Bei mir suchte sie noch Schutz gegen den letzten Schauer des Todes! Diese Hand lag fest in ihrer todten Hand. . . Mit meinen Lippen habe

ich ihre letzten Thränen aufgeküßt. Mir galt ihr letzter Seufzer! . . . Das letzte Lebewohl! Erst mußte sie von ihrem geliebten Bruder Abschied nehmen. Von mir, von ihrem Wilhelm zu scheiden, das verschob sie bis an die äussersten Grenzen der Sterblichkeit. . . Und ich lebe!. . . Ich, der ich die Ursache ihres Todes. . . Ich kanns nicht niederschreiben. . . . Ich muß, ich will, ich werde sie sehn. Keine erschaffene Kraft soll mich davon abhalten. Ich gehe weg, um sie zu sehn.

* * *

Um zwei Uhr des Morgens.

Ich habe sie gesehn. Ich habe die ganze Seelenwollust meiner unaussprechlichen Traurigkeit mit langsamen Zügen, mit der schwermüthigsten Wiederholung, mit den allerheiligsten Seufzern genossen. „Da liegst du, o! du schöne, liebenswürdige Tugendhafte! Da liegst du, o! mein Lottchen! Die Meine, so wie du

einst im Himmel noch die Meine sein wirst! In der ganzen jungfräulichen Reinheit, mit der du aus den Händen der Natur kamst. Edel, unschuldig. . . Noch lese ich auf deinem zarten, seelenvollen Gesicht, was Gottes Finger selbst darauf schrieb:" entheilige sie nicht. Ich konnte nicht von ihr scheiden. Erst kniete ich vor dem Sopha nieder. Ich stand auf, verschloß die Thür, kehrte wieder zu ihr zurück, bog mich über sie hin, sah sie unbeweglich an, so, daß ich mir einbildete, ihre Lippen bewegten sich. Eitle Einbildung! Kommen Sie zu uns, küssen Sie sie, eh sie ins Grab gesenkt wird. Trösten? . . . . Halten Sie mich ja nicht für ein Geschöpf, das sich über den Verlust eines solchen Schatzes trösten läßt.

* * *

Freitag Morgen.

Keine Stunde geschlafen! Ich muß auch nicht schlafen; ich muß immer an mein Lottchen denken. Der Arzt sagt, daß ich krank bin. O! das weiß ich wohl; aber seine Arzneien schlagen nicht an. Mein Herz, mein Herz ist zerrissen! Das Grab, das Grab meines Lottchens! Dabei werde ich Genesung, in demselben werde ich Ruhe finden! Ich verlange und zittere bis in das Innerste meines Wesens, Sie zu sehn. Kommen Sie, kommen Sie schleunig, meine Freundin. Kommen Sie nicht, ich habe Ihnen Ihre Freundin genommen! Lottchen ist todt! . . . . Scheuen Sie ein Ungeheuer, wie ich bin.

* * *

Ich gehe immer in das Zimmer meines Lottchens. Dies muß ich für mich haben. . . Dies wird so sein. Mag Roulin das meine bewohnen.

Alles soll auch in demselben so bleiben, wie sie es hinstellte. Ich werde Roulin so lange bitten, bis er mir's verspricht. Es soll in demselben nichts verändert werden. Die Uhr erhielt ich aus ihren sterbenden Händen. . . . In meinem Busen werde ich sie tragen. Wilde, wüste, fliegende heftige Gedanken, saugen meine Lebensgeister aus. Sanfte, zarte, weiche, meine ganze Seele auflösende Gefühle, wie schwächen sie meinen Geist! . . . Und Lottchen, mein geliebtes Lottchen ist todt! . . . O! Ueberlegungen! Stockfinstere, unergründliche Dunkelheit!

W. Leevend.

Ein und vierzigster Brief.

Jacobine Veldenaar an Christine Helder.

Wertheste Freundin!

Sagen Sie nicht mehr, daß meine Gelassenheit so fest steht. Ich fühle jezt alles, was meine einzige Seelenfreundin leidet, was es Ihre gefühlvollen Seele, Ihren offenen Charakter kosten muß, sich zu verbergen . . . zu verbergen vor Ihren zärtlichgeliebten Aeltern. O! das können Sie nicht. In jedem Zuge ihres sprechenden Gesichts, in dem nichtsbedeutendsten Blick (aber solch ein Blick ist ihren schönen Au-

gen fremd) ihre Augen sehn, alles sehn, was ich in ihrem vertraulichen Briefe gelesen habe. Könnte ich zu Ihnen kommen! Wäre es möglich! Aber ich kann's nicht, unser Hausgesinde kann mich jezt nicht entbehren. Meine gute Mutter ist jezt wieder viel kränker. Ich weiß es, wie nöthig ich Ihnen bin. Sie haben das Bedürfniß, mit mir zu sprechen, um Ihr Herz in aller seiner Unschuld an meinem Busen auszuweinen. Ich kenne die stille Wehmuth, die sich nirgends anders, als an dem Busen einer mitleidigen Freundin entdecken kann, oder darf.

Wüßten wir nur, wie alles ist, ob Leevend zu beschuldigen oder sehr zu tadeln sei. Warum wird solch ein Jüngling solch einer Gefahr ausgesetzt? Warum opferte ihn seine Mutter ihrer häuslichen Ruh auf? Nehmen Sie an, er hätte das liebe Mädchen verführt. Er sah keine Möglichkeit, sie zu heirathen; wenigstens fürs erste nicht. Dennoch hat ihn eine heftige Leidenschaft auf gut Glück verführt und wie stark muß seine Reue sein, wenn er so unglücklich war? Wie tief muß er den so schweren Fall auf dem Wege der Tugend empfinden?

Mein Vater hat vor einiger Zeit zwei Reden gehalten, nemlich über die Verpflichtung, die uns obliegt, für den sittlichen Wohlstand unseres Nächsten zu sorgen und daß nichts so sehr, als Liebe des Nächsten, geschickt macht, ein Gegenstand des göttlichen Erbarmens zu werden. Als er die Reden ins Reine geschrieben hatte, zeichnete ich die Worte darunter: Ach! alle Sterbliche bedürfen des Erbarmens! Wenn die Gottheit ihre Arme nur der Unschuld öffnete, wer würde dann in ihrem Tempel ein Opfer darbringen können? Aus der Reue der Sterblichen bildet er ihre Tugend.

Was kann ich für Sie thun? Wenn Leevend durch diesen Todesfall sehr niedergebeugt ist, so wird er nicht im Stande sein, so gern ers auch wollte, einen Brief zu beantworten. Und würden wir dadurch wohl viel Licht erhalten? Mein Neffe, der in Leiden studirt, ist zu dem Geschäft nicht zu brauchen. Er ist ein Kleinigkeitskrämer und würde sich wegen des Vertrauns, das ich in ihn setze, so wichtig achten, daß er dieß nicht für sich allein behalten könnte. Sein Herz ist übrigens gut genug.

Landesbibliothek Oldenburg

Durch Madam Eberhards werden Sie wohl die genauesten Nachrichten erhalten können. Je weniger Anfsehn man macht, desto besser, glaube ich, ist's.

Ich weiß es, meine Liebe, daß Sie überzeugt sind, wie sehr ich mich bestrebe, meine zu große, bis zu einer Krankheit gediehenen Empfindsamkeit, zu lindern, abzuspannen; daß ich aus eben dieser Ursache viele Widerwärtigkeiten des Lebens mit möglichster Gelassenheit betrachte. Damit habe ich indeß nie gemeint, daß es Pflicht sei, jene heilige Glut der Liebe ganz zu ersticken, deren man so sehr bedarf, um in verzweifelten, dringenden Umständen alles zu thun, was Tugend und Religion von uns fodern, um erhaben, groß und gut zu sein. Eben dies gab mir Kraft, jene zarte Liebe für meinen Sytsama zu bekämpfen und einer andern Liebe zu huldigen, die mir zurief: bleib deinen Aeltern treu, sie bedürfen deiner. Es kömmt mir so vor, daß man des Muthes, Ernstes, Eifers und der Standhaftigkeit blos gegen gewisse Personen und Dinge bedarf, die ein besonderes Interesse für uns haben und mit einem gewissen Gewichte

auf uns wirken. Edle Kräfte an Kleinigkeiten zu verschwenden, zeigt mangelhafte Beurtheilungskraft und Unbekanntschaft mit seinen Pflichten an. Wahrscheinlich ist die Linie hier, wo der Unterschied zwischen dem klugen und alltäglichen Frauenzimmer statt findet. Der Verstand einer gebildeten Frau hält sich bei dem Kleinen nicht auf. Nur das, was für sie Interesse hat und an sich interessant ist, geht sie an. Sie ist groß in Kleinigkeiten; sie hat das besondere Talent nicht, sich im Unbedeutenden auszuzeichnen.

Eine Frau, die Talente besitzt, kann eigensinnig sein, die Erfahrung lehrt dies oft; aber eine Frau, welche denkt, Genie besitzt, ist durchaus über eigensinnige Grillen erhaben. Sie verschließt ihre Größe in sich selbst und würdigt ihre Schmeichler und Feinde nur eines flüchtigen Blickes. Aber wenn Freundschaft, Liebe und Pflicht sie zu Hülfe rufen, dann merkt sie auf ihre Größe, dann zeigt sie's, daß das Guthandeln ihr eben so eigen ist, als das Gutdenken, ja, ihr so natürlich, wie das Athemhohlen ist.

Landesbibliothek Oldenburg

Sie werden aus dem Gesagten die nöthigen Folgerungen ziehn können. Noch ein Wort von Wilhelm. Sein Sie ruhig, unser Freund soll nicht verlassen werden, wenn er seine Thorheit bereut und diese Reue sich in seinem folgenden Leben äussert. Denken Sie sich ihn doch nie in Beziehung auf sich selbst. Sie sind eines Mannes von untadelhaften Sitten würdig. Er hat sie verloren. Ich zweifle, ob er für die Zukunft glücklich werden kann. Sein gefühlvolles Herz wird bluten, so lange es schlägt und zwar über den Tod seines Lottchens, auch dann noch, wenn ihn die Zeit mehr beruhigt. Ich weiß, wie er ist. Mit tiefem Mitleid sehe ich ihn bei der Leiche seiner Geliebten sitzen. Stets

Ihre

J. Veldenaar.

Zwei und vierzigster Brief.

Adelaide Ryzig an Hedwig Eberhards.

Liebe Freundin!

Meine Hand zittert, so erschüttert bin ich. Lottchen Roulin ist gestorben. Der Trauerbrief ist bereits seit ehegestern hier. Ryzig hatte ihn versteckt. Wie sehr ehrt er dadurch mein Herz. Alle meine Heiterkeit wird durch solch eine Nachricht niedergeschlagen. Ich bin betrübt und zugleich erfreut, weil ich sie gesehn habe. . . Aber, mein armer Wilhelm! Er ist gewiß ausser sich! Könnte ich zu ihm hinfliegen! Aber ich darf es

nicht, weil ich nicht nur mich, sondern auch mein Kind, gefährlichen Zufällen aussetzen würde. Wenn nur einige Schuld auf ihn lastet, dann trägt die Erde gewiß kein unglücklicheres Geschöpf, als ihn. Liebe, du bist die gefährlichste aller Leidenschaften! Du vergiftest den Hauptquell unseres zeitlichen Glücks! Fontenelle sagt: ein zärtliches Herz muß nie lieben, sobald es seine Ruhe liebt. Eduard grüßt Dich herzlich und ich bin stets

Deine Freundin

A. Ryzig.

Drei und vierzigster Brief.

Jacobine Veldenaar an Wilhelm Leevend.

Mein werther Freund!

Schreiben Sie's nicht einer unpassenden Neugierde zu, daß ich Ihnen diese Zeilen zusende. Ich habe von dem Tode der Mamsell Roulin gehört. Dies erfüllt meine Seele mit stiller Trauer; aber welchen Schmerz würde ich empfinden, wenn das kleinste ungünstige Gerücht, was man wider Sie ausspricht, wahr wäre! Die Bosheit der Beschuldigung reicht bei mir schon hin, alles zu verwerfen, was mir in dieser Hinsicht

erzählt wird. Setzen Sie mich in den Stand, Sie mit Kraft und Ernst da, wo es erfordert wird, vertheidigen zu können. Ist die liebe, die tugendhafte, die verständige Mamsell Roulin, durch Sie in eine Schwachheit gerathen, die sie mit dem Tode hat bezahlen müssen? Ohne Umschweife: ist sie Mutter geworden? Wo ist das unglückliche Kind? Lebt es, oder ruht es bei seiner Mutter? Mehr untersuche ich jezt nicht. Ist dem so, dann — aber ich schone Sie für jezt: ich muß Sie, das ist billig, erst hören. Ich will noch nicht verurtheilen. Ach! Lrevend, konnten Sie der Verführer eines Mädchens sein, das Sie feurig lieben mußte, wenn sie strauchelte? Ich tadle Ihre Handlung in dem Grade, als Sie schuldig sein mögen. Aber wenn Sie schuld an ihrem frühen Tode sind? . . . Meine Mutter weiß es, daß ich dies schreibe. Senden Sie mir Ihre Antwort. Stets wünschte ich zu sein

Ihre Freundin

Veldenaar.

Vier und vierzigster Brief.

Adelaide Ryzig an Sophie de Vry.

Ehrwürdige Freundin!

Wie wenig kann die Welt über uns, wie wenig können wir über uns selbst urtheilen! Ueber die fast unmerklichen Beweggründe unseres eigenen Thuns, über unsere wahre Bestimmung in dieser Welt! Weise und Thoren, Ernsthafte und Muntere, Helders und Oldenburgs, würden gelacht haben, wenn einmal jemand den Muth gehabt hätte, zu sagen: Adele Ryzig,

nein — Leevend, wird die achtungswürdige, hochbejahrte Mamsell de Bry zu ihrer eigentlichen Freundin erwählen; in einem ernsthaften Tone an sie schreiben, ihre Gesellschaft allen andern vorziehn, keine Karte mehr in die Hände nehmen, als, um Seide darauf zu wickeln. Ich selbst würde über diese Prophezeihung gelacht und mit Mutter Sara (guten Andenkens) gesagt haben: soll die ehrwürdige Matrone Sophie de Bry in ihren alten Tagen, noch Mutter von einem unartigen, ausgelassenen, wilden Mädchen werden, das der Hafer sticht? Lavater allein hätte vielleicht die Harmonie unserer Seelen an unsern Kinladen, oder an den Puckeln unserer Nasen, oder aus unserer Handschrift, oder an dem scharfen Winkel unserer Ohren entdeckt; aber hätte er wohl Glauben gefunden? Ja, liebe Freundin, wenn ich wieder zu Ihnen komme, bringe ich den ganzen hochteutschen Lavater über die Physionomie mit und zwar in meiner Kutsche. Ich muß es wissen, was Sie von dem Werke denken. Es ist indeß wahr, mein Herz sympathisirt mit keinem menschlichen Herzen so sehr, als mit dem Ihren. Mit Ihnen und bei Ihnen bin ich so ganz frei. Sie

müssen mich sehn, wie ich bin! Hätte mein Eduard, wie's leider die meisten Männer zu machen pflegen, nicht alles angewandt, um das gute Werk der Natur umzuwerfen, ja, zu verderben, ich würde alle mögliche Aussicht gehabt haben, in meinem fünf und siebenzigsten Jahre, eine eben so ehrwürdige, liebenswürdige Jungfer zu sein, als es meine Freundin jezt ist. Aber, wie ich sage, mein Mann hat mein ursprüngliches Wesen in Verwirrung gebracht und allen meinen Begriffen und Neigungen, durch einen Hokuspokuspas in der Liebe, eine ganz andere Richtung gegeben; ja mich sogar auf einen mir unbekannten Weg geführt. Ob ich nun wohl viele Römerthaten in der sittlichen Welt verrichten werde, überlasse ich seiner Verantwortung. Für alle Werke sind wir nicht alle gleich geschickt und wehe dem, der seinen Sohn, der alle Seelen- und Leibeskräfte besitzt, ein Ankerschmidt zu werden, zu einem Predigtfabrikanten modeln läßt! Werde ich nur eine leidlich gute Frau und eine alltägliche Mutter, wem ist es schuld zu geben?

Mit van Oldenburg bin ich so entzweit, daß

er mir in seinem rasenden Zorn das Haus verboten hat. Sein Haus würde ich sicher, wie ein Toll- oder Pesthaus scheun, wenn meine Mutter unglücklicher Weise nicht ihren Aufenthalt darin hätte. Die Ursache aller Uneinigkeit rührt von meinem Bruder her und weil ich den jungen de Harde einen Verleumder gescholten habe. Wilhelm werden zwei schreckliche Verbrechen zur Last gelegt: Liebe für ein englisches Mädchen und Liebe — zur Wahrheit. Die erste Liebe will man durchaus thörichte, flatterhafte Leidenschaft für ein Mädchen von ansehnlicher Familie, ohne Vermögen, und, die letztere, trotzige, eigensinnige Ketzerei nennen. So stehn die Sachen. Wie er zum Studiren gekommen ist, ist Ihnen bekannt. Wilhelm logirt in Leiden bei angesehnen Leuten, die, um ordentlich durch die Welt zu kommen, einen Leinenladen haben und bisweilen ein Zimmer an einen Studenten vermiethen. Herr Roulin ist ein sehr gesetzter, frommer und einfacher Mann. Seine Schwester, ich habe sie selbst gesehn und gesprochen, gleicht einem Engel. Was soll ich von ihr sagen? Ihre Reize fesseln nicht sowohl den Geist, als sie das Herz fortreissen; ich ward dies selbst gewahr,

als ich mit ihr sprach. Setzen sie noch hinzu, daß sie einen erleuchteten Verstand und eine hohe Religionsliebe besitzt. Selbst ein Geitziger würde, wenn er die reine, liebe Unschuld anträfe, so von ihr eingenommen werden, daß er um ihres Besitzes willen die reichste Parthie aufopferte. So ist das Mädchen.

Sie haben meinen Bruder zweimal gesehn; Ihr Urtheil über seine Person kann von dem meinen nicht verschieden sein. Er ist edelmüthig, gefühlvoll, voll edlen Stolzes, fest und beständig. Er kann über die Verdienste, den Geist, über das Schöne einer Frau, eines Mädchens wohl urtheilen. So jung er auch ist, er denkt so reif wie ein Mann. Und nun frage ich: mußte er sich nicht in dieses reizende Geschöpf, sobald er es erblickte, verlieben? Mußte er nicht, da er mit dem Mädchen in einem Hause lebte, sie täglich sah, unauflöslich an sie gekettet werden? Mußte er seine Wahl nicht immer mehr billigen, je mehr sich ihr edler Charakter vor seinen Augen entwickelte? Wenn er einst in einem Augenblicke, durch die sanfte unwidersteh-

liche, melancholische, liebeverlangende Empfindung wäre verpflichtet worden; so würde mir das sehr leid thun, aber verdammen könnte ich darum noch nicht. Wenn dies so nicht ist, dann kenne ich den Menschen noch nicht, oder ich kenne die Kraft nicht, die in ihm liegt, um mehr zu sein, als ein Jüngling. Er sagt, daß er sie mit Achtung, als Freund, liebt, ja bis zur Anbetung. Aber, wenn ein Jüngling, wie mein Bruder, von einem Mädchen, wie Lottchen, so spricht, dann übersetzt der gesunde Menschenverstand die Worte: bis zur Anbetung lieben, höchst verliebt in sie sein. Diese Uebersetzung haben meine Mutter, ihr Mann, alle Freunde und Feinde, als die einzige wahre Uebersetzung angenommen; ob sich wohl Wilhelm noch beständig an der ersten Lesart hält.

Diese liebenswürdige Roulin ist jezt krank und kränkelt an dem Uebel der Auszehrung fort. Die Commentare des genannten Textes stimmen in soweit mit einander überein, daß die Krankheit eine Folge von Wilhelms Freundschaft ist. Dann, welch eine Folge? Hierüber sind die

gelehrten Rand- und Seitenbeschreiber noch nicht einig. Die Oldenburgianer behaupten, daß die Krankheit eine Folge des unerlaubten Umganges der jungen Leute sei und einige vorurtheilsfreie Leute treten dieser Meinung bei. Mir selbst kömmt es weder als unmöglich, noch unwahrscheinlich vor, ob ich gleich nicht weiß, wem ich diesen Fehltritt am meisten schuld geben soll, ob dem Herzen meines Bruders, der Natur, oder den Umständen, in die man ihn versetzt hat. Ersteres bin ich am meisten geneigt zu glauben und habe es in dem Hause meiner Mutter auch ziemlich deutlich geäussert. Dies ist der Grund, weshalb mir van Oldenburg das Haus verboten hat. Meine Mutter findet nicht für gut, sich diesem Impertinenten zu widersetzen.

Was denken Sie, meine ehrwürdige, sanfte, das menschliche Herz sowohl durch Zeit als Aufmerksamkeit kennende Freundin, was denken Sie? Würde es nicht fast ein Wunderwerk sein, wenn Wilhelm seinen Weg rein gehalten hätte? Man hat, das merke ich wohl, dem Jüngling den Kopf warm gemacht und seine hohe Empfind-

Landesbibliothek Oldenburg

samkeit mit Zanken und drohen beantwortet; hat die Geliebte seines Herzens unwürdig behandelt, ihm verboten, nie an eine so ungleiche Heirath zu denken. Dies alles habe ich dem Stiefvater auf eine künstliche Manier abgefragt. Wilhelm wird nicht klagen, das weiß ich wohl; auch seiner Schwester wird er sich nicht klagend nahn, das erlaubt ihm sein Stolz nicht.

Um die schlechte Behandlung, die man sich gegen Wilhelm erlaubt, zu beschönigen, schreibt man die Krankheit des Engels noch einer weit schändlichern That meines Bruders zu. Ohne den mindesten Beweis, flüstert man sich fast überlaut zu, daß er sie erst seiner Leidenschaft aufgeopfert und es dann verweigert hätte, sich mit ihr zu vermählen. Seht da, sagen sie, dies ist die Ursache dieser Kränklichkeit, die sie ins Grab bringen wird. Jedoch aus Vorsorge, wenn Zeit und Erfahrung diese erdachte Lüge einmal zu schanden machen möchte, hält man noch eine andere Beschuldigung in Bereitschaft; man bezüchtigt ihn der Ketzerei. Domine Heftig leistet hier die vorzüglichsten Dienste, indem

er ein ganzes Frachtschiff voll thörichter gezwungener Auslegungen erfindet, die ein Gedicht, das Wilhelm verfertigte, veranlaßte. Ich ersehe aus dem Produkt, daß er vielleicht poetisches Talent besitzt, aber in dieser Kunst keine Epoche machen wird. Dies habe ich auch meiner Mutter klar und deutlich gesagt. Ich habe alle die trüben Quellen angezeigt, aus denen man Gift für Wilhelm schöpft; van Oldenburg zu verstehn gegeben, wie verantwortlich er für den Fehltritt des Jünglings sei. Daß meine Mutter sich einige meiner Bemerkungen angezogen hat, dafür kann ich nicht. Meine Mutter ist eine vorzügliche Frau von der zweiten Klasse. Häusliche Ruhe und die Worte, was wird die Welt dazu sagen, das sind ihre Abgötter, diesen opfert sie, wie die israelitischen Frauen dem Woloch, alles auf, selbst die Frucht ihres Leibes. Dies darf ich Ihnen, aber auch nur Ihnen allein sagen.

Ich küßte meine Mutter, als ich in die Stube trat, erniedrigte mich aber so tief nicht, ihn zu grüßen. Ryzig, der, er weiß, wie

sehr der Verdruß mir jezt schadet, hat mir's verboten, für's erste nicht wieder dahin zu gehn. Mit väterlicher Liebe ist mein Mann dem Wilhelm geneigt und wir haben überlegt, Ihnen folgendes vorzustellen. Was meinen Sie, soll ich Wilhelm rathen, der Theologie den Laufpaß zu geben? Er wird nie zur orthodoxen Fahne schwören können. Immer wird er mit den Meistern entzweit sein und Domine Heftig wird ihn gewiß nicht mit nassem Holz verbrennen, sondern ihm seine Beförderung möglichst erschweren. Bleibt das Studiren seine Lieblingsbeschäftigung, so mag er die Rechte oder Medizin studiren. Kurz, welches Fach des Wissens er auch wählen mag, das soll mir gleich viel gelten. Am liebsten würde ich ihn doch als Kaufmann sehn. Ich bezweifle es nicht, daß er mit Ryzig gut fertig werden wird. Es ist wahr, ich würde dabei leiden; denn je mehr müßige Zeit mein Mann erhält, desto weniger wird er von mir weichen. Was läßt sich aber eine liebende Schwester nicht gefallen um des einzigen Bruders willen, den sie in der Welt hat? Was kann eine Frau nicht bewirken, wenn es ihr nur ein rechter Ernst

ist, um die Anschläge ihrer Feinde in Narrheit zu verkehren.

Im Ernst, Freundin, Wilhelm kann nie reformirter Prediger werden. Ihm ist kein einziges tadelnswerthes Gefühl eigen, allein er denkt nicht im orthodoxen Geiste und das ist die Sache. Geht er als Prediger zu einer andern Sekte über, dann wird ein Familienbruch entstehn und ich halte nicht viel davon, Aufsehn in der Nachbarschaft zu erregen.

So lange Lottchen lebt, ist gar nicht daran zu denken, ihn von Leiden zu entfernen. Stirbt sie, so haben wir einen neuen Grund, ihn aus der Stadt zu bringen. Daß er frei von allem Betrug ist, halte ich für wahr und ausgemacht. Vielleicht hat er sich übereilt; seine Kraft ist größer als seine Vorsicht; es ist dies eine Eigenheit eines so heftigen Charakters; aber wenn Lottchen wieder gesund wird, was ich feurig wünsche und er liebt sie, so wird er sich mit ihr verbinden, so gewiß, als es gewiß ist, daß ich ihm darum alles vergeben kann. Was die

eigentliche Ursache ihrer Krankheit ist, weiß ich nicht. Vielleicht hat ihre geistige, einigermaßen zur Schwärmerei sich hinneigende Liebe, ihren zarten Körperbau zu stark angegriffen. Es ist traurig, daß die, die am meisten den heftigsten Leidenschaften unterworfen sind, am wenigsten stark genug gefunden werden, sie auszuhalten. Vielleicht hat auch der Gedanke, daß ihre Vermählung mit Wilhelm den Saamen der Uneinigkeit und des Zwistes in der Familie ausstreun möchte, ihr Gemüth zu sehr erschüttert. Ihre Krankheit ist vielleicht auch ein Erbfehler, denn ihre Mutter ist auch an der Auszehrung gestorben. Hat sie dies Uebel mit auf die Welt gebracht, dann läßt sich alles leicht erklären. Wie dem auch sein mag, das aber behaupte ich als gewiß, daß ihre Krankheit keine Folge eines strafbaren Umgangs mit meinem Bruder ist. Wer sie also beschuldigt, oder ihn verdammt, der findet an mir ihren Vertheidiger. Gebe der Himmel, daß das liebe Lottchen genese.

* * *

Ach! so eben erhalten wir einen Trauerbrief, in dem uns der Tod der liebenswürdigsten ihres Geschlechts gemeldet wird. Ich bin äusserst erschüttert, genöthigt, etwas zu gebrauchen, um diesen Brief zu schließen. Ich bin mit der größten Achtung und der aufrichtigsten Zuneigung

Ihre
Freundin und Dienerin
A. Ryzig.

Fünf und vierzigster Brief.

Amalie Belcour an Jacob Bernards.

Werther Freund!

Ich habe versprochen, an Sie zu schreiben; ich erfülle nun mein Versprechen. Viel kann ich nicht zugleich schreiben und das aus verschiedenen Ursachen. Sie werden daher diesen Brief etwas unzusammenhängend finden, was meinen Briefen sonst nicht eigen zu sein pflegt.

Ein getheiltes Vertraun ist kein Vertraun. Sie müssen alles wissen, oder gar nichts. Wären Sie der denkende, gesetzte Mann nicht, der Sie sind, dann könnten Sie gewiß nicht das ertragen, was Sie nun nicht mehr vermuthen, sondern als gewiß wissen werden. Wäre mir die völlige Güte Ihres edlen Herzens nicht bekannt, ich würde besonders vor Ihren Augen eine Sache in die dunkelste Nacht des Geheimnisses stellen müssen. Ja, Bernards, Lottchen, ihr zärtliches, angebetetes Lottchen, war gegen Freund Leevend nicht ganz gleichgültig. Wäre sein Herz frei gewesen, er würde ihre Liebe sicher nicht allein mit Freundschaft erwiedert haben. Lesen Sie die einliegenden Briefe mit Aufmerksamkeit durch und sagen Sie mir dann, wer von diesen beiden jungen Leuten der Edelste ist? Den letzten Brief in diesem Päckchen hat er mir gestern Abend gegeben, denn erst da bin ich hier angekommen. Ich erwarte alle diese Schreiben zurück, wenn ich wieder zu Hause sein werde.

Ich will's versuchen, ob ich meine Erzählung anfangen kann. Ich fürchte, daß Lottchens

Tod einen nicht zu zerstreuenden Nebel über den Geist unseres lieben, jungen Freundes gezogen hat. Er ist äusserst unglücklich, wenn man dies bei dem Bewußtsein der Unschuld sein kann. Ich kam sehr gerührt und erschöpft hier an. Ich hatte nichts von meiner Ankunft vorher gemeldet. Als ich ins Haus trat, war meine erste Frage nach Leevend. Unangekleidet saß er in einer Ecke im Speisezimmer, sein Kopf war auf die Hand gestützt. Er sah verfallen und gewissermaßen verwirrt aus. Er bemerkte es gar nicht, daß ich ihn beobachtete, eh ich nicht an einen Stuhl stieß und ihn so bewog, aufzublicken. Wehmüthig sah er in die Höh erschrocken und schien zu zweifeln, ob er auch recht sähe. Er sprang auf, flog mir an den Hals und schwieg. Er versuchte es, mir ins Gesicht zu sehn; aber er konnte es nicht aushalten, sein Kopf sank nieder. Ich hatte rührende Auftritte erwartet: ich wußte es, wie lieb er sie hatte, wie er an sie gewöhnt, gefesselt war. So hielt er mich eine geraume Zeit umarmt. Sein ganzes Nervensystem zitterte. Ich führte ihn nach einem Stuhl hin, durch Vor-

halten von Spiritus mußte ich ihn gegen eine Ohnmacht schützen. Ich, die ich die Feinheit und Stärke seiner Leidenschaft kenne, kann mich nicht darüber wundern. Ich ließ einen Arzt holen, der ihm Stärkungsmittel reichte. Nach kurzer Zeit war er besser. Er hatte noch kein Wort gesprochen und ließ alles mit sich geschehn; just wie einer, der es mühsamer findet, etwas zu reden, was es auch sei, als alles mit sich vornehmen zu lassen. Er stand auf, ich wußte, was er wollte. Er führte mich nach dem Trauerzimmer. Bebend, als ob er von einem heftigen Fieber gerüttelt würde, hob er den Deckel des Sarges auf und rief aus: da, da liegt Lottchen! Er rang seine Hände und alle Zeichen einer wahnsinnigen Betrübniß wurden an ihm bemerkbar. Er war der Ohnmacht nah.

Schweigend flossen meine Thränen. Ich war bis ins Innerste meiner Seele gerührt. Ich wollte ihn trösten und bedurfte des Trostes selbst. Eine Betrübniß, wie die seine, ist nicht zu hemmen, sie muß, wo möglich abgeleitet werden, um ihren Strohm zu schwächen.

Landesbibliothek Oldenburg

Ich dachte daran, indem ich meine verstorbene Freundin betrachtete. Bei jedem Kuß, den ich auf ihre Lippen drückte, sprach ich einen noch zärtlichern Namen aus. Mit bethräntem Auge blickte ich sie an und sagte: „wie früh bist du glücklich! Was kann, was wird uns wegen deines Verlustes trösten? Nur die herrliche Vorstellung deiner Glückseligkeit. Wenn wir's verdienen, deine Freunde genannt zu werden!" Wilhelm schwieg noch immer. Seine Seele hat nur eine Vorstellung: Lottchen ist gestorben! Abwechselnd küßte er ihre Hände und ihre Stirn; dann sah er zum Himmel empor, nicht nach mir, rang seine Hände und legte sie wieder auf den Rand des Sargs und starrte mit matten, leblosen, niedergeschlagenen Augen auf die theure Leiche. Er fing an zu weinen. Ich ließ ihn weinen, stöhrte ihn nicht. Widerstand kann nichts anders, als erbittern. Ich ließ ihm den vollen Genuß der Seelenwollust seiner Traurigkeit, so lange es seine Kräfte erlaubten und setzte mich in dem Zimmer nieder. Endlich kam er auf mich zu, schien verwirrt, fragte

mich nach seiner Gesundheit und sagte: Lottchen ist todt! Nun fing ich an zu hoffen.

Ich. Leevend setzen sie sich zu mir, wir wollen zusammen trauern. Unser gemeinschaftlicher Verlust ist groß. Wir müßten die liebe Seelige wenig gekannt haben, wenn unsere Betrübniß auszusprechen wäre. (Er sah mich so scharf an, als wollte er mich durch und durchsehn.)

Er. Ist es denn meine Belcour, die so spricht?

Ich. Ist in dem, was ich sage, etwas, das sie befremden kann? Glauben sie, daß sie jemand, wer es auch sey, mehr geliebt haben kann, als Belcour? Mehr verlieren kann, nun sie mir fehlt?

Er. (Er schüttelte den Kopf, ich nahm davon keine Notiz.) Mehr geliebt haben kann, als Belcour? Mehr verlieren? . . .

Ich. Leevend, dies liebenswürdige Geschöpf ist, so zu sagen, unter meinen mütterlichen Augen gebohren und aufgewachsen. Urtheilen sie, mein Freund, wie theuer sie meinem Herzen gewesen sein muß.

Er. Was? . . . (Er trat mit einer Miene zurück, die Geringschätzung aussprach.) Sie liebten sie mehr, als ich? Wähnen sie dies nicht. Verlieren sie mehr, als ich, der alles verliert?

Ich. Thörichter Jüngling, können sie ihre Liebe mit der meinen vergleichen? Nun, die Probe wird alles ausweisen!

Er. Die Probe?

Ich. Ja, diese. Wer nimmt den größten Antheil an ihrem unaussprechlichen Glück? Wer dies thut, ist der größte Freund und das um so mehr, je mehr er dabei verliert. Seyn sie dies ein, oder nicht?

Er. Ich leugne es nicht . . . aber. . .

Ich. Aber wir sind beide darüber einverstanden, daß wir unendlich viel verlieren. (Er wollte sprechen, ich that, als ob ichs nicht bemerkte und fuhr fort:) Ausser dieser Einzigen habe ich niemand, für den mein Herz stärker schlägt. Ich verliere daher wohl weit mehr, als sie, mein Freund, da sie noch so viel übrig behalten, um sich daran zu fesseln. Aber ich werde mich dennoch, wenn die Natur befriedigt ist, in das schmerzhafte Schicksal finden. (Er lächelte, aber es war das schauerliche Lächeln des Schmerzes, ich sah dies völlig ein.)

Er. Finden, finden!

Ich. Ja, finden. Ich wiederhohle es, indem ich die zärtlichsten Thränen weine, die jemals flossen. Unsere Freundin ist's wohl werth, daß sie von redlichen und gefühlvollen Seelen betrauert wird.

Er. (Etwas verdrüßlich.) Wenn die Natur befriedigt ist, dann werde ich mich auch trösten. Meine Seele nerhält tiefeingedrückte, glühende Gefühle. Mein Charakter ist nicht schwach, ich gebe nicht jeder Einwirkung nach.

Ich. Und man verfeinert sich jezt mehr als je. Schwacher Charakter! Setzt man seinen Ruhm nicht darin, unser ganzes Wesen erst zu schwächen und es dann aufzulösen? Beweißt man seine Standhaftigkeit nicht durch eine alles übertreibende Empfindsamkeit? Wenn ein zartes, empfindsames Mädchen, das gegen die Leiden des Lebens wenig abgehärtet ist, bisweilen schwach handelt, so ist das ihre Schuld nicht: ihre Kräfte reichen, um eine Last zu tragen, nicht hin. Daß aber ein Jüngling, der sich bei verschiedenen Gelegenheiten als einen verständigen, gesetzten Mann zeigte, sich der Muthlosigkeit preis giebt und aus einer verfeinerten Eigenliebe, der Traurigkeit alles, alles zum Raube überläßt, dies misbillige ich höchstens.

Er. Glauben sie, Belcour, daß meine Betrübniß aus einer andern Quelle fließt, als aus diesem zerrissenen Herzen? (Gerührt legte er seine Hand auf dasselbe.) Glauben sie, daß der Freund eines Lottchens es nöthig hat, durch leere Einbildungen seinen Schmerz noch zu vergrößern? Wie wenig kennen sie mich dann!

Ich. Ja, ich weiß es, in ihrem Herzen selbst ist die Quelle, aber ich weiß auch, daß die gereizte, bewegte Phantasie, unsern Lieblingsempfindungen sehr hold ist. Nicht als ob wir deswegen weniger aufrichtig wären, weniger fühlten, uns verstellten; nein ich will damit nur so viel sagen, daß wir vieles der Natur zuschreiben, was allein unser künstliches Bedürfniß geworden ist.

Er. Unser künstliches Bedürfniß?

Ich. So meine ichs. Was aber das schlimmste ist, das künstliche wird bald unser

natürliches Bedürfniß, ohne welches wir nicht mehr bestehn können. Unsere theure Verstorbene ist ein trauriger Beweis davon.

Er. Reden sie verständlicher, es kömmt mir alles so dunkel vor.

Ich. Das will ich thun. Unser geliebtes Lottchen erhielt von der Natur ein so unbeschreiblich gefühlvolles Herz, sie hatte ein so zartes, feines, schwaches Nervensystem, daß sie bei der Erzählung rührender Scenen öfter die Farbe wechselte und wenn sie auch gesund war, öfter erschüttert wurde. So hatte sie die Natur geschaffen. Aber mit Vergnügen neigte sie sich zur Schwermuth, suchte die Einsamkeit. Dies bemerkte ich. Ich warnte sie dagegen oft und ernstlich. Ich sah es voraus, daß meine Freundin einst würde in Verhältnisse gerathen können, die sie bei der ihr eigenen Stimmung zertrümmern mußten, wenn sie ihren ausgezeichneten Verstand nicht gebrauchte, ihre zu große, zu leb-

hafte Empfindsamkeit abzukühlen und durch Nachgedanken zu mäßigen.

Er. Stand dies auch in ihrer Gewalt?

Ich. Können sie mich das fragen?

Er. Antworten sie mir. . .

Ich. Stand dies in ihrer Gewalt? fragen sie und setzen mich in Erstaunen. Sind wir denn für unsere Thaten nicht verantwortlich? Will denn die höchste Güte da ernten, wo sie nicht gesäet hat? Werden wir nicht nach Billigkeit beurtheilt werden? Wird mehr von uns gefodert, als unsere natürlichen Kräfte zulassen?

Er. Werthe Belcour, ich bin der Ueberlegung und des Nachdenkens nicht fähig! In meiner Seele herrscht Dunkelheit, mein Geist

ist schwach, ausgetrocknet! Ach! wüßten sie, wüßten sie, was mein Herz leidet! (Er stand schnell auf und eilte nach der Leiche hin.) Mein theuerstes, ganz mein Lottchen, meine Freundin, heiligster Schatz meines Herzens, kann ich deinetwegen zu traurig sein? Unempfindlichkeit, bist du eine Tugend? dann schaudert meine Seele mit Abscheu vor dir zurück! So lange ich athme, meiner selbst noch bewußt bin, werde ich um dich trauern! In dem Innersten meines Herzens werde ich dein Andenken heiligen.

Er sank auf die Leiche nieder, ich stöhrte ihn in seiner tiefsten Traurigkeit nicht. Sie war zu heftig, um lange anhalten zu können. Ich nährte die Hoffnung, daß sich der übergespannte Schmerz bald legen würde. Sein Herz klopfte wieder stärker, er seufzte. Große Thränen fielen aus seinen niedergeschlagenen Augen. Er drückte seine glühenden Lippen auf die der Erblaßten. Verzweifelt warf er sich auf einen Stuhl hin. Herr Roulin trat herein und Wilhelm umarmte ihn mit wilder Unzufriedenheit.

Landesbibliothek Oldenburg

Er. Kommen sie, Roulin, mein Freund, mein Bruder, sie sind betrübt. (Sie kennen Roulin; er leidet um so vielmehr, weil er innerlich leidet, nicht von seinem Schmerz spricht.) Diese Frau, (er zeigte auf mich) ist für mich und schwache Sterbliche viel zu groß. Ich sympatisire nicht mit ihr, ob ich gleich ihre Grundsätze ehre.

Ich. Nicht zu groß, aber zu kühl, meinen sie nicht so?

Er. Jesus weinte! (O! Bernards, mein Freund, könnte ich den Ton der Stimme nachahmen, mit dem Wilhelm diese beiden Worte aussprach! Sie wissen es, wie stark seine Züge reden, wie ausdrucksvoll der Blick seiner herrlichen Augen ist! Nie habe ich so viel, so alles in den Worten gefunden, als nun.)

Ich. Ja, theils über die Schwachheit der Trauernden, theils über den Tod seines Freundes.

Beim Abendbrodt sprach er keine Silbe, sah mich von der Seite an; aber wenn ich meine Augen aufschlug, wandte er die seinen verlegen von mir weg. Ich überließ ihn sich selbst, sprach mit Roulin über mancherlei Besorgungen und trocknete mir von Zeit zu Zeit die Augen ab.

Roulin. In welche Verlegenheiten würde ich ohne ihren gütigen Beistand gerathen!

Ich. Meine zärtliche Liebe für meine seelige Freundin, giebt mir Kraft, für ihre theure Leiche um alles mit geziemendem Anstande zu besorgen. (Ich weinte.)

Roulin. Sie sind sehr betrübt, beste Belcour.

Ich. Mehr als ichs jemals war, mehr als ichs sagen kann. Allein die Traurigkeit, sie läßt mir noch Muth und Stärke, Pflichten zu erfüllen, die die Verstorbene jezt von ihren Freunden fodern kann. Dies ist jezt alles noch, mein

Freund, wodurch wir ihr beweisen, wie theuer sie uns gewesen ist.

Roulin. Glücklich ist der, wer seinen Schmerz der Vernunft unterwirft und sich auch darum bemüht.

Ich. der ist der Größte und Glücklichste, der die heftigsten Leidenschaften im Zaume hält. Dies ist auch die Bedingung, unter der wir nur zur sittlichen Güte und Stärke gelangen können. Tugend fodert Kraft. Sie ist nicht die Freundin ohnmächtiger Charaktere. Sie baut ihren Tempel nicht auf einen Sandgrund. In einem Herzen, das unvermögend ist, Widerstand zu leisten, sich nicht zu einer mühsamen Pflicht erheben kann, verweilt sie nicht gern. Auch zu seiner Traurigkeit muß man sagen können: bis hieher und nicht weiter. . . Leevend schwieg noch immer, ich wollte ihn gern zum Sprechen bringen und fuhr so fort: Alles, was uns von unserer Hauptpflicht ableitet, müssen wir bestreiten, ohne es mit einer geheimen Neigung zu hegen. (Er schwieg noch immer, sah

mich aber an, ich achtete aber nicht darauf und sprach mit Roulin weiter.) Es giebt jezt Autoren, die in Hinsicht dieses Punktes, unsern jungen Leuten schlechte Dienste leisten. Sie geben ihnen Bücher in die Hände, die die Kraft in Leiden abspannen, sie zur Schwermuth stimmen und Lebensüberdruß erzeugen. Man rechnet es sich weit höher an, trauernd durch dies Leben zu gehn, als den Pilgerpfad mit vergnügtem, dankbarem, erweitertem Herzen zu wandeln. Von den Menschen halte ich nichts, die uns die Welt stets in einem schwarzen Flor gehüllt, zeigen. Es giebt in unserm Leben immer lichte Zeitpunkte. Warum richten wir nicht darauf unsere Aufmerksamkeit? Es ist Schwäche, unsere Augen nicht gebrauchen zu dürfen, um den Unglücksfällen dieses Lebens nicht muthig ins Gesicht zu sehn. Nicht mit dem bloßen Trauern sollen wir unsere Zeit verzehren, sondern uns in unserm Kreise thätig zeigen. Empfindsamen Menschen müßte man nie solche Bücher in die Hände geben, die zur Schwermuth reizen. Diese jungen Leute mit Abscheu, mit Gleichgültigkeit gegen das Leben erfüllen, kann weder ihr Herz

bessern, noch ihren Verstand aufklären. Man muß die Welt nicht ein Trauerhaus nennen. Das ist thöricht, ist undankbar. Unsere unglückliche Lage wird nur dadurch verschlimmert.

Levend. Unglückliche Lage! denken sie denn, daß der, der sich über nichts, als seine Betrübniß freut, die der Verlust seines theuersten Schatzes verursachte, unglücklich ist? Glauben sie mir, er ist so glücklich, daß er es für Grausamkeit achtet, ihm davon auch nur das Allerwenigste zu entziehn. Sein Leben, nicht seine Betrübniß will er sich nehmen lassen.

Ich. Aber sagen sie mir, was ist Glück, worin besteht es?

Levend. In dem Bewußtsein, daß ichs auf das vollkommenste fühle, daß ich alle meine Kräfte, von welcher Art sie auch sind, in dem höchsten Grade thätig besitze und frei mit ihnen handeln kann.

Ich. Darüber bin ich mit ihnen nicht einerlei Meinung.

Leevend. Und aus welcher Ursache?

Ich. Weil eine übertriebene Betrübniß eben so sehr, wie alle andere Leidenschaften, unser helles Seelenauge umnebelt. Sie durchzieht unser ganzes Wesen mit einem tödtenden, langsam wirkenden Gift, das, je angenehmer, desto gefährlicher für uns ist. Unzufriedenheit, Scham und Reue folgen allen andern Leidenschaften schnell nach, sobald das Blut nicht mehr sprudelt und der Ton unserer Nerven nicht mehr überspannt ist. Dadurch lernen wir gegen die Leidenschaften auf unserer Hut sein. Wir erfahren, daß der Genuß weniger werth ist, als die Nachwehen. Aber die Betrübniß raubt uns auch die Lust, das Vermögen zu ernsten und nützlichen Ueberlegungen. Der Sclave der Traurigkeit ist in sich selbst und in die Quelle seines Elends versunken. Seine Augen sind auf einen einzigen Punkt gerichtet. Seine Seele kann nicht erwägen, nicht vergleichen: Sie sieht, sie fühlt nur eine Vorstellung. Sehr bald erlahmt und erschlafft das Nervensystem. Man betrachtet mit Vergnügen seinen Zustand. Man schmeichelt sich,

auch mit dem Gedanken, daß man insbesondere des Gefühls der Liebe und Freundschaft fähig ist.

Leevend. Ich verstehe sie, ich fühle die Kraft ihrer Gründe; aber wie soll der, der von der tiefsten Betrübniß überwunden, von ihr verwundet, durch sie entkräftet ist, wenn er's auch wünschte, ihr Grenzen setzen? Ist's ihm möglich?

Ich. Möglich? Schon wieder dieselbe Frage. Man muß nicht so lange warten, bis der Verlust aller Kräfte es unmöglich macht. Früher kann man thun, was man thun muß. Zum Unmöglichen bin ich nicht, kann ich nicht verpflichtet sein. Aber ich kann mir etwas, wenn auch nicht durchaus unmöglich, doch sehr beschwerlich machen. Sollte mir eine Versuchung zu stark werden, dann muß ich sie fliehn. Eine große Seele kann wohl überwinden, aber nicht mit der Versichrung unterhandeln. Wenn ich voraussehe, daß der Umgang mit jemand, mir das Scheiden von ihm unmöglich machen würde, dann muß ich ihn lieber vermeiden. (Hier sah er mich entrüstet

an und glaubte sicher, daß ich auf sein Verhältniß mit Lottchen hindeutete. Dies war nicht der Fall. Vielleicht dachte er an Mamsell Helder.)

Leevend. Ach! wüßten sie, was ich verliere! Mein Herz, mein Herz blutet ihretwegen. Der Engel wird mich nicht mehr leiten, führen, veredeln. Alles ist verloren. (Es entquollen seinen Augen viele Thränen.)

Ich. Sie verlieren viel! Sie verloren eine vorzügliche, Sie ungetheilt liebende Freundin; aber verliert Roulin und ich weniger? War sie von ihrer Kindheit an nicht der Liebling unserer Herzen? (Vor Weinen konnte ich kaum reden.) Genug für diesmal. Wenn wir erst beruhigter sind, wollen wir ernsthaft sprechen, was wir zu thun haben.

Mit übereinandergeschlagenen Armen, in Gedanken verloren, saß er da. Es war spät. Ich ging nach Lottchens Schlafzimmer. Ich weinte mich in den Schlaf. Sie ist nicht im mindesten verändert. Ich habe sie öfters so

schlummern sehn. Folgen Sie meinem Rathe und besuchen Sie uns noch nicht. Ich zweifle, ob Sie Ihre Grundsätze gegen die tiefste Wehmuth schützen würden. In Leevends Trauer liegt so etwas Edles, Seelenrührendes, daß man sich's beinah verdenkt, nicht so traurig sein zu können. Er hat Trauerkleider an, als ob seine Schwester gestorben wäre.

Dieser Brief ist pausenweise geschrieben. Morgen in aller Früh und in der größten Stille, wird die Leiche nach . . . gebracht und in der Aelterngruft beigesetzt.

A. Belcour.

Landesbibliothek Oldenburg

Sechs und vierzigster Brief.

Wilhelm Leevend an Jacobine Veldenaar.

Theurste!

Können Sie denn auch noch Mitleiden mit mir haben? Und warum nicht? Ich bin ja ein Mensch! Sie dulden ja den, den Gott duldet! Ich hasse mich so sehr, daß ich leben will, um mich langsam sterben zu sehn. Lotrchen ist todt!! Ich bin an ihrem Tode schuld. Sie starb durch mich in der Blüthe ihrer Tage. Sie ist nicht verwelkt, sie ist grausamer Weise abgerissen.

Mit meinem Namen auf ihren Lippen, an meiner Brust, ist sie gestorben. Hassen Sie mich; nur verachten Sie mich nicht. Denke ich mir dies, dann geräth mein Herz in Aufruhr. Vielleicht bin ich so ganz schuldig nicht! Wer denn? Lottchen? Höhnen Sie sie nicht, sie ist so fleckenlos, wie das Licht, zu dem sie erhoben ist. O! du Seelige, sieh noch einmal, nur noch einmal, mit deinen segnenden Augen auf deinen Wilhelm hernieder! Du bist und bleibst ewig die Meine! Wer kann scheiden, was Gott zusammengefügt hat! . . . Das Blut kocht in meinen Adern. Lottchen, meine Geliebte ist im Grabe und ich lebe. O! mein Kopf, meine Hand, mein Herz! Wie bebt, wie zittert alles! Welch ein dunkler Nebel umzieht meinen Geist! Mir ist nicht wohl, jedoch bin ich nicht krank. Nicht mehr

Ihr

glücklicher Freund

W. Leevend.

Bei Gottfried Vollmer in Hamburg ist herausgekommen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neue Criminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder und doch ganz der Wahrheit getreu von Spieß. Zweiter Theil.

D'Arnauds auserlesene Erzählungen fürs Herz. Frei nach dem französischen bearbeitet von Müller.

Abentheuer des jungen Faublas von Louvet. Zweiter Theil von August von Kotzebue.

Eugen von Rothelin vom Verfasser der Adele von Senage. Erster und zweiter Theil. Frei nach dem Französischen bearbeitet von Müller.

Neue Abendgenossen, eine Fortsetzung der ältern, von Gustav Schilling.

Humbold's Reise um die Welt. Dritter Theil.

Neu-Spanien oder Mexico, in historischer, statistischer und Naturhistorischer Hinsicht. Ein

interessantes Lesebuch für die Jugend. Mit ausgemahlten und schwarzen Kupfern.

Der Domschütz und seine Gesellen. Schauspiel in 5 Aufzugen nach Cramers Roman bearbeitet von Dr. Albrecht

Die Neugierigen. Lustspiel in drei Aufzügen von von Schmidt.

Der Schleier. Ein Lustspiel in vier Aufzügen. Nach dem Italienischen des Federici, frei bearbeitet von Vogel.

Der Amerikaner. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem italienischen von Federici frei bearbeitet von Vogel.

Schilliana zweiter Theil. Oder: Schills Kreuz- und Querzüge durch Deutschland nebst dessen letzten Lebenstagen und Tod. Vom Baron von Lilienkron.

Richteriana, das ist Züge und Thatsachen aus dem Leben, Meinungen, Charakter und Begebenheiten des Doktors und Buchhändlers Carl Christian Richter in Dresden.

Landesbibliothek Oldenburg

Schilleriana das ist Leben, Charakterzüge, Begebenheiten und Schriften des verstorbenen Hofrath und Professor Friedrich von Schiller mit dessen wohlgetroffenem Portrait.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg